



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Die
Feier-Wally

VON

W. v. Hillern.

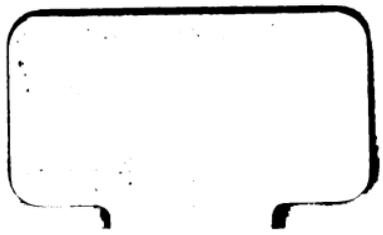


~~TY 102 A 1~~



~~312 S 161~~

REP. G. 4649







Die Geier-Wally.



Die Geier-Wally.

Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen

von

Wilhelmine von Sillern,

geb. Birch.

Fünfte Auflage.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1883.

Alle Rechte vorbehalten.



Herrn Berthold Auerbach.

Gestatten Sie mir, Ihnen eine Frucht darzubringen, die auf Ihrem eigenen Felde wuchs. Sie haben mit starker Hand den schweren Boden deutschen Bauernlebens poetisch urbar gemacht. Wenn nun auch wir Andern auf dem durch Sie bestellten Feld ernten, so ist es die erste Pflicht, Ihrer dankbar zu gedenken und dem die Ehre zu geben, dem sie gebührt!

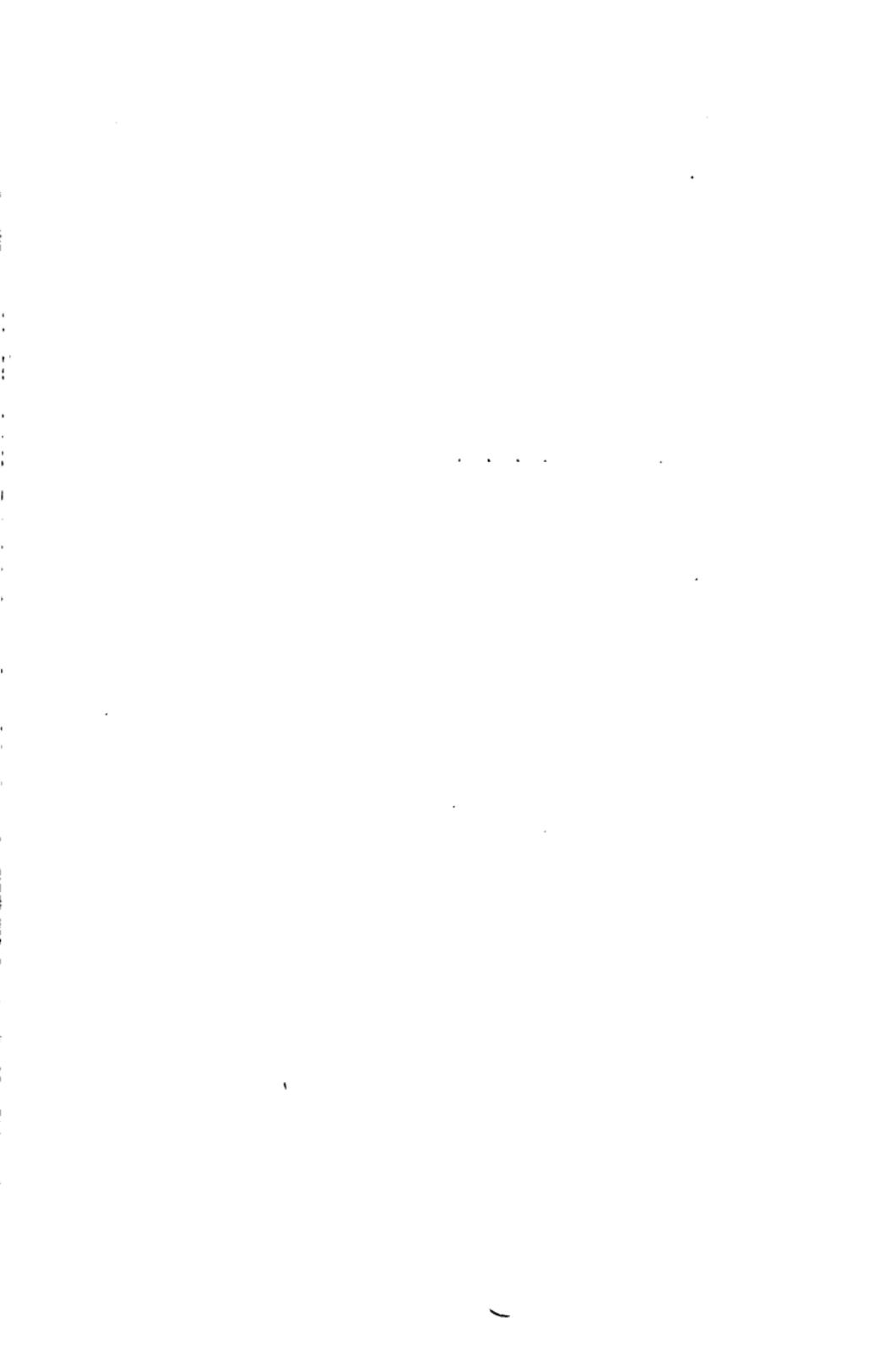
Freiburg i. B., April 1875.

Die Verfasserin.



Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Erstes Kapitel. Der Bärenjoseph	9
Zweites Kapitel. Unbeugsam	30
Drittes Kapitel. Verstoßen	38
Viertes Kapitel. Das Kind Murzoll's	46
Fünftes Kapitel. Die Luckard	58
Sechstes Kapitel. Ein Tag in der Heimath	74
Siebentes Kapitel. Hartes Holz	88
Achtes Kapitel. Die Klöße von Rosen	107
Neuntes Kapitel. In der Einbde	127
Zehntes Kapitel. Die Höchsbäuerin	156
Elftes Kapitel. Endlich!	186
Zwölftes Kapitel. In der Nacht	209
Dreizehntes Kapitel. Zum Vater zurück	229
Vierzehntes Kapitel. Gnadenbotschaft	248



„Schauſt du verträumt vom Thurme nieder,
 Du hochlandwilbe ſcheue Maid
 Im Knappgeſchnürten Purpurnieder,
 In keuſcher Herzensherrlichkeit,
 So denk' ich einer Alpenroſe,
 Die einſam auf der Klippe ſteht.
 Unſorgſam, ob bei Stein und Roſe
 Ein Menſchenauge ſie erſpäht.“

Scheffel.

Tief unten durch's Deß-Thal zog ein fremder Wanderer. Oben in Adlershöhe über ihm am ſchwindelnden Abhang ſtand eine Mädchengeſtalt, von der Tiefe heraufgeſehen nicht größer als eine Alpenroſe, aber doch ſcharf ſich abzeichnend vom lichtblauen Himmel und den leuchtenden Eisſpitzen der Ferner. Feſt und ruhig ſtand ſie da, wie auch der Höhenwind an ihr riß und zerrte, und ſchaute nieder ſchwindellos in die Tiefe, wo die Ache brauſend durch die Schlucht ſtürzte und ein ſchräger Sonnenſtrahl in ihrem feinen Sprühregen ſchimmernde Prismen an die Felswand malte. Auch ſie ſah winzig klein den Wanderer und ſeinen Führer dahinziehen über den ſchmalen Steg, der in Thurmeſhöhe über die Ache führte und von da oben einem Strohhalm gleich. Sie hörte nicht, was die Beiden ſprachen, denn aus dieſer Tiefe drang kein Laut herauf, als

das donnernde Brausen des Wassers. Sie wurde nicht gewahr, daß der Führer, ein schmucker Gensjäger, drohend den Arm erhob, zu ihr hinaufdeutete und zu dem Fremden sagte: „Das is g'wiß die Geier-Wally, die dort oben steht, denn auf den schmalen Vorsprung, so nah an 'n Abgrund traut sich kei andres Mädel; schauen's, ma meint, der Wind müßt' sie 'runterwehen, aber die thut immer 's Gegentheil von dem, was jeder vernünftige Christmensch thut.“

Jetzt traten sie in einen dunkeln, feuchtkalten Fichtenwald ein. Noch einmal blieb der Führer stehen und schaute hinauf mit Falkenblick, wo das Mädchen stand, und das Dörfchen sich lieblich hinbreitete auf der schmalen Bergplatte im vollen Glanz der Morgensonne, die noch kaum verstohlen hereinschielern durfte in die enge, grabesdüstre Schlucht da unten. „Schau' nur nit so trozig 'runter, da 'nauf giebt's an noch 'n Weg!“ murmelte er und verschwand mit dem Fremden. Wie zum Hohn auf die Drohung stieß das Mädchen einen Sauchzer aus, so gellend von allen Wänden wiederhallend, daß ein beflügeltes Echo den Ton bis in die tiefe Stille des Fichtenwaldes hineinrug, geisterhaft verflingend wie der herausfordernde Ruf der den Gensjägern feindlichen Feen des Degtals.

„Ja schrei nur — I will Dir's scho austreiben!“ drohte er wieder, und sich stark hintentüber legend,

das Genick mit beiden Händen stemmend, schmetterte er hell und grell wie ein Posthorn ein Spott- und Trutz-Liedel an der Bergwand empor.

„Ob sie's hört?“

„Warum nennst Du das Mädchen dort oben die Geier-Wally?“ fragte der Fremde unten im dunkeln, feuchtrauschenden Wald.

„Herr, weil sie als Kind scho a Geiernest ausg'nommen und mit dem alten Geier g'haelt hat,“ sagte der Tyroler. „'s is das schönste und stärkste Madel in ganz Tyrol und furchtbar reich, und die Buab'n lassen sich von ihr heimjagen, daß es a wahre Schand' is. Keiner hat die Schneid', daß er ihr amal 'n Meister zeigen thät! Spröd' sei sie wie a wilde Raß' und so stark, daß die Buaben behaupten, 's könn' sie Keiner zwingen — wenn ihr einer z' nah kommt, schlägt s' ihn nieder. No — wann I emal 'nauf käm', I wollt' sie zwingen, oder I riß mer selber 'n Gamsbart und d' Feder vom Huat!“

„Warum hast Du nicht schon Dein Glück bei ihr versucht, wenn sie doch so reich ist und schön?“ fragte der Fremde.

„Ach wissen S', I mag so Madeln nit — die halbe Buaben sind. Freili kann sie nix dafür: der Alte — Stromminger — heißt er — ist gar a schüecher, böser Mensch. Er war vor Zeiten der beste Hackler und Kobler im Gebirg und des geht

ihm heut noch nach. Das Madel hat er lasterhaft viel g'schlagen und aufzog'n wie Buab'n; kein Muater hat's nit g'habt, weil's so a groß's stark's Kind war, daß es die Frau kaum auf d' Welt bringen könn't hat und glei g'storben is. Da is das Madel halt au so wild und g'waltthätig word'n." — So erzählte der Tyroler unten in der Schlucht dem Fremden, und er hatte sich nicht getäuscht. Die Mädchen-gestalt, die dort oben über dem Abgrund ragte, war die Walburga Strommingerin, des gewaltigen „Höchstbauern“ Kind, auch Geier-Wally genannt, und er sprach wahr, sie verdiente diesen Namen. Schrankenlos war ihr Muth und ihre Kraft, als hätte sie Adlersfittige, schroff und unzugänglich ihr Sinn, wie die scharfkantigen Felsspitzen, an denen die Geier nisten und die Wolken des Himmels zerreißen.

Wo es was Gefährliches zu vollbringen gab, da war von Kindheit auf die Wally dabei gewesen und hatte die Buben beschämt. Schon als Kind war sie wild und ungestüm wie die jungen Stiere des Vaters, die sie bändigte. Als sie kaum vierzehn Jahre alt war, hatte ein Bauer an einer schroffen Felswand das Nest eines Lämmergeiers mit einem Jungen entdeckt, aber Keiner im Dorf mochte es wagen, das Nest auszunehmen. Da erklärte der Höchstbauer zum Hohn für die mannhafte Jugend des Orts, er werde es seine Walburga thun lassen.

Und richtig, die Wally war dazu bereit zum Entsetzen der Weiber und zum Verdruß der „Buab'n“. „Höchstbauer, das heißt Gott versuchen,“ sagten die Männer. Aber der Stromminger mußte seinen Spaß haben, alle Welt mußte es erfahren, daß das Stromminger'sche Geschlecht bis auf Kind und Kindeskind herab seines Gleichen suche.

„Ihr sollt's sehen, daß ein Madel vom Stromminger mehr is, als zehn Buaben von Euch!“ rief er lachend den Bauern zu, die zusammenströmten, um das Unglaubliche mit anzusehen. Viele dauerte das schöne, stattliche junge Blut, das einer boshaften Prahlerei des Vaters vielleicht zum Opfer fallen würde. Aber sehen wollten sie's doch Alle. Da die Felsenwand fast lothrecht gerade war, an der das Nest hing, und kein menschlicher Fuß sie betreten konnte, wurde Wally ein Strick um den Leib gebunden. Vier Männer, zuvörderst ihr Vater, hielten ihn zwar, aber den Zuschauern war es doch graufig zu sehen, wie das beherzte Kind, nur mit einem Messer bewaffnet, bis an den Rand des Plateau's vortrat und sich nun mit einem raschen Sprung in die Tiefe hinabließ. Wenn der Knoten des Seiles aufging, wenn der Geier sie zerfleischte, oder wenn sie sich beim Herausziehen an einem unbemerkten Vorsprung den Schädel einstieß? Es war ein gottsträfliches Beginnen vom Stromminger, so das Leben des eigenen Kindes auszu sehen. Indessen durch-

schiffte die Wally unerschrocken das Luftmeer bis zur Mitte des Abgrundes, wo sie mit Jubel den kleinen Geier begrüßte, der dem fremdartigen Besuch die flaumigen Federn entgegensträubte und piepsend den unförmigen Schnabel gegen sie aufriß. Ohne langes Besinnen packte sie mit der Linken den jungen Vogel, der nun ein jämmerliches Geschrei anhob, und nahm ihn unter den Arm. Da rauschte es durch die Lüfte, und in demselben Augenblick ward es dunkel um sie her und wie ein Sturm und Hagelwetter schlug und brauste es ihr um den Kopf. Ihr einziger Gedanke war: „die Augen, rette die Augen!“ und das Gesicht dicht an die Felswand drückend, focht sie mit dem Messer in ihrer Rechten blindlings gegen das wüthende Thier, das mit dem scharfen Schnabel, mit Klauen und Fittigen auf sie eindrang. Inzwischen zogen oben die Männer rasch an. Noch eine Weile dauerte während der Auffahrt der Kampf in der Luft — da plötzlich neigte sich der Geier und schoß in die Tiefe, Wally's Messer mußte ihn verwundet haben. Wally aber kam mit dem Kleinen im Arm, das sie um keinen Preis losgelassen hätte, blutend und mit vom Fels zerschundenem Gesicht oben an.

„Aber Wally,“ schrieen ihr die Leute entgegen, „warum hast denn das Junge nit fahren g'lass't, dann wärst ja den Geier losg'west!“ „D,“ sagte sie einfach, „das arm' Dierl kann ja noch nit fliegen,

wenn S's losg'laßt hätt', wär's in den Abgrund g'stürzt und hätt' sich zu Tod g'fallen."

Hier war es zum ersten und einzigen Mal in ihrem ganzen Leben, daß der Vater ihr einen Kuß gab; nicht weil ihn das großmüthige Mitleid Wally's mit dem hülflosen Thier gerührt hätte, sondern weil sie ein Heldenstück verübt hatte, das dem erlauchtem Koblergeschlecht der Stromminger Ehre machte.

Das war das Mädchen, das da draußen stand auf dem kaum fußbreiten Felsvorsprung und träumerisch hinabsah in den Abgrund, über dem sie schwebte, denn es kam manchmal wundersam über sie bei all ihrem Ungeßüm, daß es stille in ihr ward und sie wehmüthig vor sich hinschaute, als sähe sie etwas, wonach sie sich sehnte und was sie doch nicht erreichen konnte. Es war ein Bild, das sich immer gleich blieb, sie mochte es sehen in grauer Morgendämmerung oder in goldener Mittagsgluth, im Abendroth oder im bleichen Mondlicht, und es ging mit ihr seit einem Jahr überall, wo sie ging und stand, hinab in's Thal und hinauf auf die Berge und wenn sie so allein draußen war und ihre großen, wildscheuen Gamsen-Augen hinüberschweiften zu dem weißleuchtenden Gletschermeer, oder hinunter in die schattige Schlucht, wo die Ache donnerte, dann suchten sie den, welchem das Bild glich, und wenn dann und wann ein Wanderer da unten winzig klein vorüberglitt, so dachte sie, das könnte er sein, und eine

seltsame Freude kam über sie bei dem Gedanken, daß sie ihn gesehen, wenn sie auch nichts erkennen konnte, als eine menschliche Gestalt, nicht größer als ein bewegliches Figürchen im Guckkasten. Und als jetzt die beiden Wanderer vorüberzogen, von denen der Fremde sie bewunderte, der Tyroler ihr drohte, da dachte sie wieder, er sei's. Da ward ihr's so eng in der Brust, sie öffnete die Lippen, und wie eine befreite Lerche schwang sich die Freude in einem schmetternden Tödler daraus empor. Und wie der Jäger unten im stillen Wald ein verschwindendes Echo davon gehört, so erreichte auch sie ein Wiederhall seiner Antwort, und sie lauschte dem verwehten Klang mit trunkenem Ohr — es konnte ja seine Stimme sein! Und über das wilde, trozige Gesicht verbreitete sich der rosige Widerschein eines warm aufwallenden Gefühls. Sie hatte ja nicht gehört, daß das Lied ein Spott- und Truglied war. Hätte sie's gehört, sie hätte wohl die nervige Faust geballt und die Kraft ihres Armes geprüft, und über ihr Gesicht wären finstere Schatten gezogen, daß es erbleicht wäre wie die Gletscher nach Sonnenuntergang. Und sie setzte sich nieder auf den Stein, der sie trug, und schaukelte mit den Füßen, die nun frei über dem Abgrund hingen, stützte den schlanken Kopf in die Hände und ließ Alles an ihrer Seele vorüberziehen, wie das so wunderbar gewesen, als sie ihn zum ersten Mal gesehen.

I.

Der Bärenjoseph.

Es war um Pfingsten, gerade vor einem Jahr, da führte sie ihr Vater zur Firmelung nach Sölden; dorthin kam der Bischof alle zwei Jahre, weil bis Sölden ein Fahrweg ging. Sie schämte sich ein wenig, weil sie schon sechzehn Jahre und so groß war. Der Vater hatte sie nicht früher firmeln lassen wollen, er hatte gemeint, dann ginge gleich das Liebeln und Brautwerben los — und dazu wär's noch lang' Zeit! Nun hatte sie Angst, die Andern würden sie auslachen. Aber Niemand achtete auf sie. Das ganze Dorf war in Aufregung, als sie hinkamen, denn es hieß, der Joseph Hagenbach von Sölden habe den Bären erlegt, der sich drüben im Bintschgau gezeigt und dem die Buben aus allen Ortschaften vergebens nachgestellt. Da sei denn der Joseph aufgebrochen und hinüber gegangen und letzten Freitag habe er ihn schon gehabt. Der Schnalserbot hatte früh die Nachricht gebracht und der Joseph werde ihm bald nachkommen. Die Söldener Bauern, die vor der Kirche warteten, waren gar stolz, daß es ein Söldener war, der das Wagestück vollbracht, und sprachen von nichts Anderem als von dem Joseph, der ganz unstreitig der stärkste und sauberste Bua im ganzen Gebirg war, und ein Schütz, wie's

keinen zweiten gab. Die Madeln hörten bewunderungsvoll zu, was für Heldenstücke von dem Joseph erzählt wurden, wie ihm kein Berg zu steil und kein Weg zu weit, keine Kluft zu breit und keine Gefahr zu groß sei. Und als eine bleiche, kränklich aussehende Frau über den Rasen daherschritt, stürzten Alle auf sie zu und wünschten ihr Glück, daß ihr Sohn so viel Ehre eingelegt habe.

„Des is Einer, Dei Joseph,“ sagten die Männer wohlmeinend, „an dem kann sich Jeder a Beispiel nehme!“ „Wenn des Dei Mann seltiger noch erlebt hätt', wie hätt' der sich g'freut!“ sagten die Weiber.

„Nein, ma sollt's nit glauben,“ rief Einer artig, „ma sollt's nit glauben, daß der Prachtskerl Dei Sohn is — wann man Dich so anschaut.“

Die Frau lächelte geschmeichelt: „Ja, 's is a stattlicher Bursch und a braver Sohn, wie's kein'n Bessern geben kann. Aber ös könnt's glauben, I komm' schon gar aus die Aengsten um den Waghals nit 'raus, 's is kei Tag, wo I nit dent', heut bringen s' mir'n mit zerschlagene Glieder heim! Des' is a Kreuz!“

Jetzt erschien die hohe Geistlichkeit auf dem Platz und machte dem Gespräch ein Ende. Die Leute drängten mit den weißbeschürzten, buntbekränzten Firmelkindern in die kleine Kirche, und die heilige Handlung begann.

Aber Bally konnte die ganze Zeit an nichts Anderes als an den Bärenödter Joseph denken und an alle Wunderdinge, die er sollte verrichtet haben — und wie prächtig das sei, wenn Einer so stark und beherzt sei und in so großem Ansehen bei allen Leuten stehe, daß ihm Keiner was anhaben könne. — Wenn er nur noch kam, so lange sie in Sölden war, daß sie ihn doch auch sehen könnte; sie brannte ordentlich darauf!

Endlich war die heilige Handlung vorüber und die Kinder empfingen den Segen; da erscholl draußen auf dem Platze vor der Kirche wildes Hurrahgeschrei. „Er hat ihn, er hat den Bären!“ Kaum daß der Geistliche noch den Segensspruch beenden konnte, stürzte Alles hinaus und umringte jubelnd einen jungen Gemsjäger, der, geleitet von einer Schaar stattlicher Bursche aus dem Schnalsferthal und dem Bintschgau, über den Rasen schritt. Aber wie stattlich auch die Schnalser und Bintschgauer waren, Keiner kam ihm gleich. Er überragte sie alle an Größe und so sauber war er, so bildsauber! Es war fast, als leuchte er schon von Weitem. Er sah aus wie der Sct. Georg in der Kirche. Ueber der Schulter trug er ein Bärenfell, dessen grimme Tazen auf seiner breiten Brust herumbaumelten. Er ging so stolz einher wie der Kaiser, und that immer nur einen Schritt, bis die Andern zwei thaten, aber er war ihnen doch voraus. Und sie machten ein Auf-

keinen zweiten gab. Die Madeln hörten bewunderungsvoll zu, was für Heldenstücke von dem Joseph erzählt wurden, wie ihm kein Berg zu steil und kein Weg zu weit, keine Kluft zu breit und keine Gefahr zu groß sei. Und als eine bleiche, kränklich aussehende Frau über den Rasen daherschritt, stürzten Alle auf sie zu und wünschten ihr Glück, daß ihr Sohn so viel Ehre eingelegt habe.

„Des is Einer, Dei Joseph,“ sagten die Männer wohlmeinend, „an dem kann sich Jeder a Beispiel nehme!“ „Wenn des Dei Mann seliger noch erlebt hätt', wie hätt' der sich g'freut!“ sagten die Weiber.

„Nein, ma sollt's nit glauben,“ rief Einer artig, „ma sollt's nit glauben, daß der Prachtskerl Dei Sohn is — wann man Dich so anschaut.“

Die Frau lächelte geschmeichelt: „Ja, 's is a stattlicher Bursch und a braver Sohn, wie's kein'n Bessern geben kann. Aber ös könnt's glauben, I komm' schon gar aus die Aengsten um den Waghals mit 'raus, 's is kei Tag, wo I nit den, heut bringen s' mir'n mit zerschlagene Glieder heim! Des'is a Kreuz!“

Jetzt erschien die hohe Geistlichkeit auf dem Platz und machte dem Gespräch ein Ende. Die Leute drängten mit den weißbeschürzten, buntbekränzten Firmelkindern in die kleine Kirche, und die heilige Handlung begann.

Aber Wally konnte die ganze Zeit an nichts Anderes als an den Bärenödter Joseph denken und an alle Wunderdinge, die er sollte verrichtet haben — und wie prächtig das sei, wenn Einer so stark und beherzt sei und in so großem Ansehen bei allen Leuten stehe, daß ihm Keiner was anhaben könne. — Wenn er nur noch kam, so lange sie in Sölden war, daß sie ihn doch auch sehen könnte; sie brannte ordentlich darauf!

Endlich war die heilige Handlung vorüber und die Kinder empfangen den Segen; da erscholl draußen auf dem Platze vor der Kirche wildes Hurrahgeschrei. „Er hat ihn, er hat den Bären!“ Kaum daß der Geistliche noch den Segensspruch beenden konnte, stürzte Alles hinaus und umringte jubelnd einen jungen Gemsjäger, der, geleitet von einer Schaar stattlicher Bursche aus dem Schnalserthal und dem Bintschgau, über den Rasen schritt. Aber wie stattlich auch die Schnalser und Bintschgauer waren, Keiner kam ihm gleich. Er überragte sie alle an Größe und so sauber war er, so bildsauber! Es war fast, als leuchte er schon von Weitem. Er sah aus wie der Sct. Georg in der Kirche. Ueber der Schulter trug er ein Bärenfell, dessen grimme Tazen auf seiner breiten Brust herumbaumelten. Er ging so stolz einher wie der Kaiser, und that immer nur einen Schritt, bis die Andern zwei thaten, aber er war ihnen doch voraus. Und sie machten ein Auf-

lebens mit ihm, als wäre er wirklich der Kaiser, der sich in einen Gensjäger verkleidet habe. Der Eine trug ihm die Flinte, der Andere den Eschoppen und Alle hatten Käufche und schrien und johlten, nur er war nüchtern und ruhig. Er ging gar bescheiden auf die Geistlichen zu, die aus der Kirche ihm entgegentraten, und zog den bekränzten Hut vor ihnen ab. Der fremde Bischof machte das Zeichen des Kreuzes über ihn und sagte: „Der Herr war stark in Dir, mein Sohn! Du hast mit Seiner Hülfe vollbracht, was keinem gelungen. Die Menschen müssen Dir danken — Du aber danke dem Herrn!“

Alle Weiber weinten vor Rührung und auch Wally wurden die Augen naß; es war, als käme jetzt erst die Andacht über sie, die sie in der Kirche versäumt, als sie den stattlichen Jäger das stolze Haupt unter der segnenden Hand des Priesters beugen sah. Darauf zog sich die Geistlichkeit zurück. Joseph's erste Frage war aber nun: „Wo is denn mei Muater? Is sie nit da?“

„Doch!“ antwortete diese und fiel dem Sohn in die Arme: „Da bin I scho!“

Joseph drückte sie fest an sich und sagte: „Schau, Müaterl, um Dich hätt' mir's leid 'than, wenn I nimmer wiederkommen wär', — Du lieb's Müaterl, Du hätt'st ja nit g'wußt, was D' anfangen sollst

ohne mich, und I wär' au nit gern g'storben, ohne daß I Dir noch a Kusel geb'n hätt'!"

Ah, das war so schön, wie er das sagte; Wally hatte ein ganz eigenes Gefühl, ein Gefühl, als be-
neide sie die Mutter, die so gut in der liebevollen Umarmung des Sohnes ruhte und sich so zärtlich an die mächtige Gestalt schmiegte. Aller Augen ruhten mit Wohlgefallen auf der Gruppe — Wally war es dabei ganz unbeschreiblich um's Herz!

„Aber jetzt erzähl', wie's gungen is!“ drangen die Bauern in ihn.

„Ja, ja, I will's erzählen,“ lachte er und warf das Bärenfell zur Erde, daß Alle es befehen konnten. Und sie bildeten einen Kreis um ihn und der Wirth ließ ein Faß vom Besten auf den Platz schleppen und anzapfen, denn nach der Kirche mußte getrunken werden und bei so einer Extra-Gelegenheit erst recht, und die kleine Wirthsstube hätte ja nicht die ungewöhnliche Zahl Menschen alle gefaßt. Die Männer und Weiber drängten sich natürlich um den Erzähler und die G'firnten stiegen auf Bänke und Bäume, um über sie hinwegzusehen. Wally war die allererste auf einer Fichte und konnte ihm gerade in's Gesicht sehen, die Andern aber neideten ihr den Platz, und weil sie sich ihn nicht nehmen ließ, gab es Streit und Lärm. Da schaute der Sanct Georg herauf zu ihnen und seine funkelnden Augen trafen gerade Wally's Gesicht und blieben eine Weile

lächelnd darauf haften. Da war es Wally, als stiege ihr alles Blut zu Kopf, und sie erschraf so heftig, daß sie ihr Herz schlagen hörte bis in die Ohren hinein. In ihrem ganzen Leben war sie nicht so erschrocken, und sie wußte nicht einmal warum! Sie hörte nur halb, was Joseph erzählte, es fauste ihr in den Ohren, sie konnte nichts denken als: „Wenn er wieder herausschaute?!“ Und sie wußte nicht, wünschte sie's oder fürchtete sie's? Als es aber während des Erzählens doch noch einmal geschah — da blickte sie schnell weg und schämte sich, als sei sie auf etwas Unrechtem ertappt worden. War es denn ein Unrecht, daß sie ihn so angesehen hatte? Es mußte wohl so sein. Und sie konnte es doch nicht lassen, obgleich sie beständig zitterte, er könnte es merken. Aber er merkte es nicht, was kümmerte ihn das „Firmelkind“ da oben auf dem Baume. Er hatte es ein paarmal angeschaut, wie man auch nach einem Eichelkätzchen sieht, weiter nichts. Das sagte sie sich selbst und ein wunderliches Weh beschlich sie dabei. So, wie heute, war ihr noch nie zu Muthe gewesen, — sie war nur froh, daß sie unterwegs keinen Wein getrunken, sie hätte sonst gemeint, sie sei berauscht. Sie spielte in ihrer Bangigkeit mit ihrem Rosenkranz. Es war ein schöner neuer, mit rothen Korallen, mit einem echt silbernen Kreuz von getriebener Arbeit. Sie hatte ihn zur Firmelung von ihrem Vater bekommen. Da plöz-

lich, wie sie ihn so drehte und wickelte, zerriß die Schnur und wie Blutstropfen rieselten die rothen Perlen vom Baume nieder. „Des is a schlechtes Zeichen,“ raunte ihr eine innere Stimme zu; „die Luckard hat's nit gern, wenn was reißt, während ma an was denkt!“

„An was denkt!“ — Ja, an was dachte sie denn? Sie sann darüber nach — sie konnte es nicht finden. Sie hatte eigentlich an nichts Bestimmtes gedacht. Warum that es ihr nur so leid, daß gerade in dem Augenblicke die Schnur zerriß? Es war ihr, als wäre plötzlich die Sonne bleich geworden und ein kalter Wind striche über sie hin. Aber doch regte sich kein Halm, und die eisstarrende Welt in der Kunde glänzte in strahlendem Licht.

Ein Wolfenschatten war vorübergezogen — ob in ihr — außer ihr? Was wußte sie? Joseph hatte indessen sein Abenteuer mit dem Bären auserzählt und den Beutel mit den vierzig Gulden herumgezeigt, die von der tyroler Regierung als Schußgeld für einen Bären ausbezahlt werden, und es war des Lobens und Händeschüttelns kein Ende. Nur Wally's Vater hielt sich mürrisch fern. Es ärgerte ihn, wenn Einer ein großes Heldenstück vollbrachte, es sollte Niemand stark sein in der Welt, als er und seine Tochter. Durch dreißig Jahre hatte er unbestritten für den stärksten Mann im Gebirg gegolten, und nun konnte er es nicht ertragen,

daß er alt wurde und dem jungen Nachwuchs den Platz räumen mußte. Als aber gar Einer in seiner Freude zu Joseph sagte, es sei ja kein Wunder, daß er so ein G'waltskerl geworden — er habe das von seinem Vater, der sei auch der beste Schütz und der beste Käufer in der ganzen Gegend gewesen, — da hielt sich der Alte nicht mehr und fuhr mit einem donnernden „Dho — begrabt's Ein'n nur nit scho, ehvor ma todt is!“ dazwischen.

Alle wichen auseinander vor der drohenden Stimme und sagten fast erschrocken: „Der Stromminger!“

„Ja, der Stromminger is au noch da und hat nie nix davon g'wußt, daß der Hagenbach der beste Käufer war! Mit 'm Maul ja — aber mit sonst nix!“

Da drehte sich Joseph um, wie eine angeschlossene Wildkatze, und schaute Stromminger mit funkelnden Augen an: „Wer sagt, daß mei Vater a Maulheld war?“

„I sag's, der Höchstbauer von der Sonneplatten, und I weiß, was I red', denn I hab ihn am maler Behne hing'legt, wie 'n Sack.“

„Des is nit wahr!“ schrie Joseph. „I lass' mir mein' Vatern nit anschwärzen!“

„Joseph, sei still, 's is der Höchstbauer, mit dem mußt nit anbinden,“ flüsteren ihm die Leute zu.

„Was, Höchstbauer hin und Höchstbauer her

— und wenn unser Herrgott vom Himmel runter kãm' und wollt' mir mein' Vater schlecht machen — I thät's nit leiden. I weiß scho, der Stromminger und mei Vater hab'n 's immer mit anand' g'habt, weil mei Vater der Einzige war, der's mit 'm Stromminger aufnehme könn't hat. Und er hat den Stromminger g'rad so oft g'worfen, wie der ihn!"

„Nit wahr is 's!" schrie Stromminger. „Dei Vater war a Tropf gegen mich. Wenn Einer von Euch Alten Ehr' im Leib hat, soll er's sagen — und wenn Du's nachher noch nit glaubst, so will I Dir's einbläuen!" Joseph war bei dem Wort „Tropf" wie rasend auf Stromminger zugesprungen: „Du, nimm das Wort z'ruck oder" —

„Jesus Maria," kreischten die Weiber, „laß ab, Joseph", begütigte die Mutter, „'s is an alter Mann, an dem darfst Dich nit vergreifen!"

„Dho!" schrie Stromminger, roth vor Zorn. „Wollt 's mich zu'n alten Loddel machen? So altersschwach is der Stromminger noch nit, daß er's nit noch aufnehmen könn't mit so 'n Gelbschnabel! Geh nur her — I will Dir's scho zeigen, daß I noch Mark in die Knochen hab', Dich fürcht' I noch lang' nit und wenn D' noch zehn Bären g'jagt hätt'ft."

Und wie ein wüthender Stier drang der stämmige Mann auf den jungen Jäger ein, daß dieser

unwillkürlich zurückwich unter dem wuchtigen Anprall. Aber nur einen Augenblick währte das Schwanken, denn Joseph's schlankte Gestalt war so muskeltzähe, so elastisch biegsam — und wenn gebogen — wieder aufschnellend wie die hohen Fichten jener Gegend, die wie mit Eisendrähten in dem nackten Gestein wurzeln, sich von den vier Winden zausen lassen und gegen Bergeslasten von Schnee stemmen müssen. Stromminger hätte eben so gut einen Baum ausreißern, als Joseph vom Boden aufbringen können. Und nach einem kurzen Ringen schlangen sich Joseph's Arme fest um Stromminger und schnürten sich zu, immer fester bis zum Ersticken, daß ein lautes Stöhnen aus Stromminger's gepreßter Brust drang und er keine Hand mehr frei machen konnte. Und nun begann der junge Kiese an dem alten Mann zu rütteln und zu küssen, herüber, hinüber, langsam, mäßig, aber gründlich, ihm bald den einen, bald den andern Fuß unter dem Leibe wegdrängend, als wolle er ihn ruckweise lockern. Die Umstehenden wagten kaum zu athmen ob des seltenen Schauspiels, es war ihnen fast, als dürften sie nicht hinsehen, wenn ein so alter Baum zum Sturz käme. Jetzt — jetzt hatte Stromminger den Boden unter den Füßen verloren — jetzt mußte er stürzen, — aber nein, — Joseph hielt ihn auf, schleppte ihn in seinen starken Armen zur nächsten Bank und setzte ihn darauf nieder. Dann zog er ruhig sein Tuch und trocknete

Stromminger den perlenden Schweiß von der Stirn: „Seht, Höchftbauer, I hab Euch 'zwunge, I hätt' Euch könne werfen, aber da sei Gott davor, daß I an 'm alten Mann die Schand' anthät! Und jetzt woll'n wir wieder gut Freund sein, — nix für un- gut, Stromminger!“

Er hielt gutmüthig lachend dem Stromminger die Hand hin — aber dieser schlug sie mit einem bitterbösen Blick zurück: „Der Teufel soll Dir's ein- tränken, Du Schandbub!“ schrie er ihn an. „Und Ds Alle, Ds Söldener, die a Freud d'ran g'habt habt's, wie der Stromminger zum Kinderspott word'n is, Ds sollt's scho noch erfahren, wer der Strom- minger is. Jetzt wird kei G'schäft mehr mit Euch g'macht und nix mehr g'stundet und wenn halb Sölden verhungern müßt!“ Er ging zu dem Baum, auf dem Wally noch wie in einem Fiebertraum saß, und riß sie am Kleid: „Komm runter Du! 's wird nimmer da Mittag g'macht. Von mir soll kei Söldener mehr 'n Kreuzer sehen.“ Aber Wally, die mehr vom Baume gefallen, als gestiegen war, stand da wie gebannt und ihre Augen hasteten fast bittend auf Joseph. Sie meinte, er müsse es spüren, wie leid es ihr that, daß sie fort solle; ihr war, als müsse er ihre Hand fassen und sagen: „bleib' nur bei mir — Du gehörst ja zu mir und I zu Dir und zu Niemand sonst!“ Aber er stand mitten in einem Anäuel von Männern, die verblüfft zusammen

flüfterten, denn viele im Dorfe waren dem Stromminger verschuldet, dessen Reichthum in den Lebensadern der ganzen Gegend kreifte. —

„No — wird's?“ stieß Stromminger das Mädchen an, und sie mußte wohl oder übel folgen, aber ihre Lippen zuckten, ihre Brust arbeitete krampfhaft, ein Blitz ohnmächtigen Zornes traf ihren Vater. Wie ein Kalb trieb er sie vor sich her. So gingen sie ein paar Schritte, da kamen Leute ihnen nach, und als sie sich umsahen, da stand der Joseph mit noch ein paar Bauern hinter ihnen und sagte: „Höchstbauer, seid's doch nit so grandig! Es könnt's doch nit mit dem Dirnl un'geffen den weiten Weg auf die Sonneplatten laufen.“

Und er stand dicht neben Wally und sein Athem umwehte sie, wie er so sprach, und sein Auge ruhte auf ihr — seine Hand legte sich mitleidig auf ihre Schulter, sie wußte nicht, wie ihr geschah — er war so gut, so lieb, und dennoch war ihr zu Muth wie damals, als ihr beim Ausnehmen des Geiernestes plötzlich die Fittige des Geiers um die Ohren rauschten, daß ihr Hören und Sehen verging! So etwas Uebermächtiges lag für das junge Herz in seiner Nähe, seiner Berührung. Sie hatte nicht gezittert, als das mächtige Thier auf sie niederstieß und ihr mit den breiten Schwingen die Sonne verdunkelte, sie hatte sich tapfer und besonnen gewehrt, aber jetzt

zitterte sie am ganzen Leibe und stand verwirrt und verlegen da.

„Hebt's Euch weg!“ schrie der Höchstbauer und ballte die Faust gegen Joseph. „I schlag' Dir in's G'sicht, wenn D' mi nit auslaß't, und wann's mi mei Leb'n kost.“

„No, wenn ös nit wollt's — so laßt's bleib'n — ös seid's a Narr, Höchstbauer!“ sagte Joseph gelassen, drehte sich um und ging mit den Andern wieder zurück. Nun hielt sie Niemand mehr auf, sie schritten unbehelligt weiter — immer weiter von Joseph weg. Wally sah sich um, sie sah noch eine Weile seinen Kopf über die Andern hervorragen, sie hörte die vielerlei Stimmen und das Lachen auf dem Platz vor der Kirche. Sie konnte es immer noch nicht glauben, daß sie wirklich fort sollte und den Joseph nicht mehr sehen — vielleicht nie mehr. Jetzt bogen sie um eine Felsenecke und jetzt war Alles verschwunden, der Platz mit den vielen Menschen und der Joseph — und Alles, Alles vorbei. Und nun plötzlich kam es über sie, wie die Ahnung eines großen Glücks, das ihr gewinkt und das ihr nun unwiederbringlich verloren sei. Sie schaute sich um, wie um Hülfe flehend in ihrer Herzensnoth, in dem neuen, nie gekannten Weh. Aber da war Keiner, der ihr gesagt hätte: „Sei ruhig — es wird schon besser werden.“

Todt und starr das Geklüft und Gestein rings

umher, todt und starr schauten die Ferner sie an; was kümmerte sie, die Welten kommen und vergehen gesehen, dies arme, kleine, zuckende Menschenherz? Ihr Vater ging so stumm neben ihr her, als wäre er ein wandelnder Felsblock. Und er war ja an Allem Schuld. Er war ein böser, harter, erbarmungsloser Mann, sie hatte keinen Menschen auf der Welt, der sich ihrer annahm. Und während sie so dachte und mit sich selbst rang, schritt sie mechanisch weiter, immer weiter dem Vater voraus, bergauf — bergab, als wollte sie sich ihren Schmerz verlaufen. Die Sonne stach und brütete auf der fahlen Felswand, ihre Brust rang nach Athem, die Zunge klebte ihr am Gaumen, alle Adern schlugen ihr. Plötzlich vergingen ihr die Sinne, sie warf sich zur Erde und brach in ein lautes Schluchzen aus.

„Oho, was stellt denn des vor?“ sagte Stromminger auf's Höchste überrascht, denn er hatte seine Tochter seit ihrer Kindheit nicht mehr weinen sehen. „Bist nährisch?“

Wally antwortete nicht, sie überließ sich ganz dem wilden Ausbruch ihres Herzeleids.

„Seht red!“ herrschte Stromminger sie an: „Was soll das Gethu's heißen? Thu's Maul auf — oder —!“ Da brach sie heraus aus dem ungestümen pochenden Herzen, wie der Bergstrom aus dem gelockerten Geflüßt hervorbricht, die ganze volle Wahrheit, und überschüttete den Alten mit dem brau-

senden Gift ihres Zornes. Sie sagte Alles, denn sie war immer wahrhaftig gewesen und nicht geübt, zu lügen. Sie sagte, daß ihr der Joseph gefallen und sie ihn lieb gewonnen habe, so lieb wie keinen Menschen auf der Welt, und daß sie sich so darauf gefreut, mit dem Joseph zu reden, und wenn der Joseph gehört hätte, daß sie so ein starkes Mädel sei und auch schon allerlei Kraftstückeln verübt hätt', da hätt' er nachher auch gewiß mit ihr getanzt und dann hätt' er sie gewiß auch lieb gewonnen, und um das Alles habe ihr Vater sie nun gebracht, da er wie ein Unfinniger über den Joseph hergefallen sei und sie dann von der Firmelung habe weglaufen müssen mit Spott und Schand', daß der Joseph sie sein Lebtag nicht mehr anschauen werd'! Aber so sei der Vater immer, böß und wild gegen alle Leute, deßhalb heiße er auch überall der schieche Stromminger, und sie müsse das nun büßen.

Da plötzlich schrie Stromminger: „Jetzt hab' I's g'nug!“ Es fauste über ihr durch die Luft und ein Streich schmetterte von des Vaters Stoß auf sie nieder, daß sie meinte, der Rückgrat sei ihr abgebrochen, und sie erbleichend das Haupt neigte. Es war Hagel, der auf die kaum erschlossene Blüthe der Seele fiel. Einen Augenblick war ihr so übel, daß sie sich nicht regen konnte. Schwere Tropfen quollen aus den geschwollenen Lidern hervor wie der Saft aus dem gebrochenen Zweig, sonst war Alles todt

und stumm in ihr. Stromminger stand leise fluchend neben ihr und wartete, wie der Treiber bei einem Stück Vieh wartet, das unter seinen Schlägen zusammengesunken ist und nicht weiter kann.

Ringsumher war Alles so still und einsam. Keines Vogels Stimme, kein Rauschen in den Bäumen unterbrach das Schweigen. Auf dem schmalen Felssteig, der Vater und Tochter trug, grünte kein Baum, nistete kein Vogel. Vor Jahrtausenden mochte es hier getobt haben im furchtbaren Kampf der Elemente, und so weit das Auge reichte, sah es nur die Riesentrümmer einer wilden Umwälzung. Aber jetzt waren die Feuer ausgebrannt, die den Boden gesprengt hatten, und die Wasser verlaufen, die im rasenden Schwall die Festen der Erde mit sich fortgerissen. Da lagen sie übereinander hingeschleudert, die regungslosen Kolosse; die Gewalten, die sie zu bewegen vermochten, waren entschlummert, Kirchhofsruhe nistete dazwischen, wie zwischen Grabdenkmälern, — und leusch und starr wie der himmelanstrebende Gedanke, ragten die weißen Gletscherfirnen hoch darüber hinaus. Nur der Mensch, der ewig ruhelose, setzte auch hier den nie rastenden Kampf fort und störte den erhabenen Frieden der Natur mit seiner Qual!

Endlich schlug Wally die Augen auf und sammelte ihre Kraft, um weiter zu gehen. Keine Klage kam mehr über ihre Lippen, sie schaute den Vater

so fremd an, als habe sie ihn nie gesehen; ihre Thränen waren versiegt.

„Du hast's jetzt g'spürt, wie's Dir geht, wenn Du Dir noch amal 'n Gedanken an den Schandbuab bekommen laßt, der den Stromminger zum Kinderspott g'macht hat,“ sagte er und hielt sie am Arm, „denn daß Du's nur weißt, eher werf' I Dich von der Sonneplatten 'nunter, eh' Dich der Joseph kriegen soll!“

„'s is recht!“ sagte Wally mit einem Ausdruck, der selbst den Stromminger stuken machte, ein so unbeugsamer Troß lag in dem einen Wort, in dem Ton, mit dem sie's sagte, in dem Blick unversöhnlicher Feindschaft, mit dem sie ihren Vater dabei ansah.

„Du bist a böses, böses Ding Du!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

„I hab's nit g'stohlen!“ erwiderte sie ebenso.

„Aber wart nur, I will Dir's austreiben!“ knirschte er.

„Ja, ja!“ nickte sie, als wollte sie sagen „versuch's nur“.

Dann sprachen sie nichts mehr mit einander auf dem ganzen Heimweg.

Als sie heimkamen und Wally in ihre Kammer ging, um ihren Feiertagsstaat abzulegen, steckte die alte LuCARD, die schon bei ihrer Mutter und Großmutter gewesen und Wally an Mutter statt aufgezogen, den Kopf zur Thür herein und flüsterte:

„Wally, hast D' g'weint?“ — „Warum?“ fragte das Mädchen mit ungewöhnlich herbem Tone.

„In die Karten stehen Dir Thränen! I hab' Dir heut' an Dein'm Firmeltag die Karten g'legt; Du bist zwischen zwei Buaben g'fallen und der Schrecken dazu: und so nah' war Alles, als wär's heut' passirt und Alles über 'n klein'n Weg.“

„So?“ sagte das Mädchen gleichgültig und packte den schönen Rock ihrer seligen Mutter in die große Holztruhe.

„Is Dir 'was, Kind?“ fragte die Luckard, „Du schaust so schlecht aus und bist au so fruah heimkomme. Hast nit 'tanzt?“

„'tanzt?“ das Mädchen schlug eine Lache auf, hart und gellend, wie wenn man mit einem Hammer auf eine Laute geschlagen hätte, daß die Saiten klirrend und klagend nachdröhnten. „Mir war's zum Tanzen!“

„Dir is was g'schehen, Kind! Sag's mir — I kann Dir vielleicht helfe.“

„Mir kann Niemand helfen!“ sagte Wally und warf den Deckel ihrer Truhe zu, als wolle sie Alles, was sie drückte, darunter begraben. Es war, als habe sie den Sargdeckel über all' ihren jugendlichen Hoffnungen geschlossen. „Geh' jetzt,“ sagte sie herrisch, wie sie nie zuvor gesprochen, „I will mich a Bissel ausruhen!“

„Jesus Maria“, kreischte die Luckard, „da liegt ja Dei Rosenkranz zerrissen. Wo hast die K'rallen?“

„Verloren!“

„O Jesus, Jesus, das Unglück, nur das Kreuz'l hast b'halten und die leere Schnur, — am Firmeltag den Rosenkranz zerrissen und die Thränenkart' dazu! O mei Gott und Vater, was wird da g'schehen!“

So jammernnd, halb von Wally hinausgeschoben, ging die Alte und Wally schloß hinter ihr den Kiegel. Sie warf sich auf ihr Bett und starrte regungslos zu dem Muttergottesbild auf und dem Crucifix, das darüber an der Wand hing. Sollte sie diesen ihr Leid klagen? Nein! Die Muttergottes meinte es nicht gut mit ihr, sonst hätte sie ihr nicht gerade den Firmelungstag so verderben lassen. Sie wußte ja auch nicht, wie so ein Liebesweh thue, denn sie hatte ja nur den Schmerz um ihren Sohn gekannt, und das war doch etwas ganz Anderes als das Herzeleid, das Wally fühlte. Und der Herr Jesus Christus! — Der kümmerte sich erst recht nichts um Liebesgeschichten — dem durfte man gar nicht mit so etwas kommen. Der wollte nur, daß man immer nach dem Himmelreich streben solle. Ach! und ihr ganzes junges hochklopfendes Herz sehnte und drängte mit jedem Pulsschlag nach dem lieben, herzlieben Mann hier unten auf der Erde, und das Himmelreich war so weit weg und so fremd, wie konnte

ſie's danach verlangen in einem Augenblick, wo die allgewaltige Natur in ihr zum erſtenmal gebieteriſch ihr Recht forderte! Mit bitterem Troß blickte ſie zu den Geſtalten der Mutter und des Sohnes auf, die mit ſo ganz anderen Schmerzen zu thun hatten und nur Unmögliches von ihr verlangten. Sie gönnte ihnen kein gutes Wort mehr, ſie grollte ihnen, wie ein Kind den Eltern grollt, die ihm ungerechterweiſe eine Freude verſagen. —

Lange lag ſie ſo, die Augen vorwurfsvoll auf die Heiligen geheftet, aber bald war es nur das liebe, ſchöne Geſicht Joſeph's, das ſie noch vor ſich ſah, und ſie griff ſich unwillkürlich mit der Hand nach der Schulter, die er berührt, als wolle ſie ſeine Berührung darauf feſthalten. Und dann war wieder ſeine Mutter da, auf die ſie ſo eiferſüchtig war, und die lag wieder in ſeinen Armen und Joſeph liebkoſte ſie ſo süß, und da ſchob Wally die Mutter weg und legte ſich ſtatt ihrer dem Joſeph an's Herz und er hielt ſie umfangen und ſie ſchaute ihm tief in die ſchwarzen flammenden Augen — und ſie ſuchte ſich vorzuſtellen, was er wohl ſagen würde — aber ſie wußte nichts Anderes als etwa: „Du lieb's Dirn!“ wie er zur Mutter „Du lieb's Mütter!“ geſagt. Und das war ſo über Alles g'schmach und lieb! Ach, was konnte das Himmelreich, in das Die dort oben ſie haben wollten, gegen die Seligkeit ſein, die

sie nur bei dem Gedanken an Joseph empfand, und wie mußte erst die Wirklichkeit sein?

Es klopfte an ihr Fenster, sie fuhr auf, wie aus einem Traume. Es war der Lämmergeier, den sie vor zwei Jahren aus dem Nest genommen und der ihr treu anhing wie ein Hund. Sie konnte ihn frei herumlaufen lassen, er that Niemand was und flog ihr mit seinen gestutzten Flügeln nach, so gut es ging. Sie öffnete das kleine Fenster, er schlüpfte herein und schaute sie mit seinen gelben Augen vertraulich an. Sie kraute ihm den Hals und spielte mit seinen starken Schwingen, sie bald entfaltend, bald zusammenlegend. Ein kühler Luftzug ging durch das offene Fenster.

Die Sonne stand schon tief hinter den Bergen, der enge Fensterrahmen umschloß das friedliche Bild der in blauen Duft gehüllten Bergeshäupter.

Auch in ihr wurde es ruhiger. Die Abendluft belebte ihren Muth; sie nahm den Vogel auf die Schulter: „Komm, Hansl,“ sagte sie, „wir thun, als gäb's kei Arbeit auf der Welt!“

Das treue Thier hatte eine wunderliche Tröstung über sie gebracht. Sie hatte sich's geholt, da, wo kein Mensch sich hingewagt, vom schroffen Felsen, sie hatte es seiner Mutter auf Leben und Tod abgekämpft und hatte es gezähmt und es gehörte ihr

nun ganz! „Und er wird Dir auch einmal gehören!“ sagte ihr eine innere Stimme, als sie den Vogel an sich drückte.

II.

Unbengsam.

Das war die kurze Liebes- und Leidensgeschichte, die jetzt eben wieder in dem jungen Herzen mit all ihrem Weh aufwachte, als Wally da hinunter sah, wo sie den Joseph zu erblicken glaubte, der so oft vorbeiging und nie den Weg daherauf fand. Sie wischte sich die Stirn, denn die Sonne fing an zu brennen und sie hatte schon das ganze Geländ abgemäht, vom Haus her bis zur „Sonnenplatte“, so hieß der Vorsprung, auf dem sie stand, weil es die höchste Stelle war und immer zuerst von der Sonne beschienen wurde. Nach ihm führte das Dorf seinen Namen.

„Wally, Wally!“ rief es jetzt hinter ihr. „Du sollst zum Vater kommen, er will Dir was sagen.“ Die alte Luckard kam vom Haus her. Der Vater ließ sie rufen? Was konnte er wollen? Er hatte seit der Geschichte in Sölden, seit einem Jahr, nichts mit ihr geredet, als was zum Tagewerk gehörte.

Zwischen Furcht und Widerwillen schwankend, erhob sie sich und folgte der Luckard. „Was will er denn?“ fragte sie.

„Große Neuigkeiten,“ sagte Luckard. „Da schau auf!“

Jetzt sah Wally den Vater vor dem Haus stehen und bei ihm einen jungen Bauern vom Ort, den Gellner = Vincenz, mit einem großen „Buschen“ im Knopfloch. Es war ein stämmiger, finsterner Bursch, den Wally schon von Kindheit an als hartnäckig und verschlossen kannte. Keinem Menschen hatte er noch je ein freundliches Wort gegönnt als der Wally, die er schon von der Schule her mit seiner Zuneigung verfolgt. Vor ein paar Monaten waren ihm rasch hintereinander seine Eltern gestorben. Nun war er selbständig und nach Stromminger der reichste Bauer in der Gegend.

Wally stand das Blut in den Adern still, denn sie wußte schon, was nun kommen würde.

„Der Vincenz will Dich heirathen“, sagte Stromminger. „Er hat mei Wort — und nächsten Monat is d' Hochzeit!“ Damit drehte er sich um und ging in's Haus, als sei da gar nichts weiter zu reden.

Einen Augenblick schwieg Wally wie vom Donner gerührt. Sie mußte sich erst sammeln, erst zur Besinnung kommen. Indessen trat der Vincenz zuversichtlich an sie heran und wollte seinen Arm um

sie schlingen. Da sprang sie mit einem Schrei des Schreckens zurück und jetzt wußte sie auch, was sie zu thun hatte.

„Vincenz“, sagte sie, bebend vor Seelenangst. „I bitt' Dich, geh' nach Haus, I kann niemals Dei' Frau werden, niemals. Du wirst nit wollen, daß mich der Vater zwingt, I sag' Dir's zum letztenmal, I mag Dich nit.“

Ueber Vincenz's Gesicht zuckte es wie ein Bliß, er biß sich die Lippen und seine schwarzen Augen hefteten sich mit verzehrender Begierde auf Wally. „So — Du magst mich nit? aber I mag Dich! Und I seß' mei Leben dran, daß I Dich krieg! Und Dei Vater hat mir's Jawort 'geb'n — und das gib' I nimmer z'ruck und I denk', Du wirst Dich scho noch b'sinnen, wann's Dei Vater will!“

„Vincenz,“ sagte Wally, „wenn Du g'scheidt wärst, so hätt'ft jetzt nit so g'sprochen, denn dann wüßtest, daß I Dich jetzt erst recht nit nimm — denn zwinge laß I mich scho gar nit, daß Du's nur weißt. Und jetzt geh' heim, Vincenz, mir haben nix mehr nit anand' z'reden.“

Und damit wandte sie sich kurz von ihm und trat in das Haus.

„O Du!“ rief ihr Vincenz im zornigen Schmerz nach und ballte die Faust. Dann faßte er sich und murmelte zwischen den Zähnen: „No, I kann warten — und I will warten!“

Wally ging gradenwegs zu ihrem Vater. Der saß über seine Rechnungen gebückt und wandte sich langsam um, als sie eintrat. „Was soll's?“

Die Sonne warf ihre vollen Strahlen durch das niedere Fenster auf Wally, daß sie vor ihrem Vater stand wie in eine Glorie gehüllt. Er mußte sich selbst wundern über sein Kind, so schön war sie in dem Augenblick.

„Vater,“ begann sie ruhig, „I wollt' Euch nur sagen, daß I den Vincenz nit heirath'.“

„So?“ rief Stromminger auffspringend. „Soll's da'naus? Du heirathst ihn nit?“

„Nein, Vater, I mag ihn nit!“

„So, — hab' I Dich g'fragt, ob D' ihn magst oder nit?“

„Nein, I sag's Euch halt ung'fragt.“

„Und I sag' Dir auch ung'fragt, daß Du den Vincenz in vier Wochen heirathst, ob D' ihn magst oder nit. I hab' ihm's Wort 'geben und der Stromminger bricht sein Wort nit. Jetzt scheer Dich 'naus.“

„Nein, Vater,“ sprach Wally, „so ist des nit ab'than. I bin kei Stück'l Vieh, daß sich verkaufen oder versprechen lassen muß, wie der Herr will. I mein', I hätt' au noch a Wort mitz'reden, wann's an's Heirathen geht!“

„Nein, des hast nit, denn das Kind g'hört dem
v. Hillern, Oeter-Wally.

Vater so gut, wie a Kalb oder a Kind, und muß thun, was der Vater will."

"Wer sagt das, Vater?"

"Wer's sagt? In der Bibel steht's!" und in Stromminger's Gesicht stieg eine bedrohliche Röthe auf.

"In der Bibel steht nur, daß mir unsre Eltern ehren und lieben sollen, aber nit, daß mir'n Mann heirathen sollen, der uns z'wider is — blos weil's der Vater will! Schauts Vater, könnt's Euch was helfen, wann I den Vincenz nähm', könnt's Euch vom Tode retten oder vom Elend, so müßt I's freili thun und wann mir's Herz d'rüber bräch'. Aber Ihr seids a reicher Mann, der nach Niemand nix z'fragen hat — und dem's ganz eins sein kann, wen I heirath — und Ihr gebts mich dem Vincenz blos aus Bosheit, daß I nit den Joseph nehme kann, den I lieb hab' und der mich g'wiß auch lieb hätt', wenn er mich kennen thät' — und des, Vater, is schlecht von Euch und des steht nit in der Bibel, daß sich a Kind des g'fallen lassen muß!"

"Du fürwitzig's Ding Du, I will Dir den Caplan schicken, der soll Dich lehren, was in der Bibel steht!"

"Des hilft Alles nix, Vater, und wann Ihr mir zehn Geistliche schickt's und sie thäten mir alle zehn sagen, daß I Euch da d'rin folgen müßt', I thät's doch nit."

„Und I sag' Dir, Du wirft's thum, so war I der Stromminger bin. Du wirft's thum, oder I jag' Dich vom Haus und Hof und enterb' Dich.“

„Des könnt's, Vater, I bin stark g'nug, daß I mir mei Brod verdienen kann. Ja, Vater, gebts Alles dem Vincenz, nur mich nit.“

„Dumm's Geschwätz,“ sagte Stromminger betroffen. „Sollen mir die Leut' nachsag'n, daß der Stromminger nit amal sein eignes Kind meistern kann? Du nimmst den Vincenz und — wann I Dich in d' Kirch' prügeln müßt'.“

„Und wann Ihr mich in die Kirch' prügelt, so sag I am Altar doch Nein. Todtschlagen könnt's mich — aber das Ja könnt's mir nit 'rausprügeln — und wann Ihr's könntet — so spräng I eher vom Felsen 'nunter, eh' denn I zu Ein'm in's Nest ging, den I nit mag.“

„Jetzt hör'!“ schrie Stromminger, und seine breite Stirn war wie gespalten durch eine blaue Bohnader, die darüber hinlief, sein ganzes Gesicht war aufgequollen, seine Augen blutunterlaufen, „jetzt hör', mach' mich nit toll! Du hast schon g'nug bei mir auf'm Kerbholz — jetzt gib Ruh — oder 's nimmt zwischen uns a schlechtes End'!“

„A schlechtes End' hat's schon vor einem Jahr zwischen uns g'nommen, Vater! Denn wie Ihr mich so g'schlagen habt, damals an mein'm Firmeltag — da hab' I's g'spürt, daß Alles zwischen uns aus is.“

Und schaut's, Vater, seitdem is mir Alles einerlei, ob Ihr mir böß seids oder gut, ob Ihr mir schön thut oder ob Ihr mich todtschlagt — 's is mir Alles einerlei, — I hab kei Herz mehr für Euch, Ihr seids mir g'rad so lieb wie der Stimilaun- oder Bernagt- oder Murzoll-Gletscher!"

Ein erstickter Schrei der Wuth drang jetzt aus Stromminger's Brust, nachdem er dem Mädchen halb erstarrt zugehört. Er sprang auf sie zu, unfähig zu sprechen, faßte sie um den Leib, schwang sie vom Boden auf hoch über seinen Kopf, schüttelte sie in der Luft so lange, bis ihm selbst der Athem ausging, dann warf er sie zur Erde und setzte den nagelbeslagenen Absatz auf ihre Brust: „Bitt' ab, was D' gesagt hast, oder I zertret' Dich, wie'n Wurm," keuchte er.

„Thut's!" sagte das Mädchen und ihre Augen waren starr auf den Vater gerichtet. Sie athmete schwer, denn des Vaters Fuß lastete bleiern auf ihr, aber sie regte sich nicht, sie zuckte nicht mit der Wimper.

Jetzt war Stromminger's Macht gebrochen. Er hatte gedroht, was er nicht halten konnte, denn vor dem Gedanken, die schöne, unschuldige Brust seines Kindes zu zertreten, erbleichte sein Zorn und er ward plötzlich nüchtern. Er war bestegt. Er zog fast taumelnd den Fuß von ihr zurück. „Nein, im Zucht-

haus will der Höchftbauer doch nit enden," sagte er dumpf und sank erschöpft in einen Sessel.

Wally erhob sich; fie war todtenbleich, ihr Auge war thränenlos, glanzlos, wie von Stein. Sie harrte unbeweglich dessen, was nun werden sollte.

Eine Minute schweren Nachdenkens ließ Stromminger verstreichen, dann sprach er mit heiserer Stimme: „I kann Dich nit umbringen, aber weil Dir der Similaun und der Murzoll doch so lieb sind wie Dei Vater, so sollst künftig auch beim Similaun und beim Murzoll bleiben. Da g'hörst D' hin! Unter mein'n Tisch streckst Deine Füß' nimmer. D' gehst auf's Hochjoch Vieh hüten und bleibst so lang oben, bis D' einsehen g'lernt hast, daß es doch besser is im Vincenz sein'm warmen Nest, als im Murzoll seine Schneemulden. Schnür Dei Bündel, denn I will Dich nimmer sehen. Morgen früh gehst auf. I werd' die Schnalser den Pacht kündigen und schick Dir mit 'm Handhub nächste Woch' 's Vieh nach; nimm Brod und Käs mit, daß D' g'nug hast, bis 's Vieh kommt. Der Klettenmaier soll Dich 'nauf führen. Und jetzt heb' Dich weg, des is mei leytes Wort und bei dem bleibt's!“

„'s is Recht, Vater!“ sagte Wally leise, neigte das Haupt und verließ ihres Vaters Zimmer.

III.

Verstoßen.

Auf's Hochjoch! Das war ein furchtbares Wort. Denn in den unwirthlichen Gefilden des Hochjochs, da ist nicht das fröhliche Leben der Alm, wo die weiche, wurzige Luft vom Geläut der Glocken und vom Gezodel der Sennen und Sennerrinnen wiederhallt, — hier ist ewiger Winter, Todesruhe. Traurig leise, wie wohl eine Mutter die bleiche Stirn des todtten Kindes küßt, so küßt die Sonne diese kalten Firnen. Spärliche Matten, die letzten Reste zähen organischen Lebens ziehen sich noch verloren in die winterliche Wildniß hinein, bis endlich der letzte Halm ausgerottet, der letzte Tropfen quellenden Saftes erstarrt ist. Ein langsames Absterben der Natur. Aber der sparsame Bauer nützt auch diesen largen Rest noch aus. Er schickt seine Heerden hinauf, um abzugrasen, was sie da oben noch finden, und das weidende Schaf, das lüstern einer bis hierher verirrtten Pflanze milderer Regionen nachstrebt, fällt nicht selten in eine Eisspalte hinab.

So sollte das Kind des stolzen Höchsthauern, dessen Besitzthum auf Stunden in die Weite und hinauf bis in die Wolken reichte, seine Blüthezeit in beständigem Winter zubringen. Während unten auf

der Erde die Mailüste wehten, der quellende Saft die Knospen sprengte, die Vögel ihre Nester bauten und Alles sich regte im fröhlichen Verein, mußte sie den Hirtenstab zur Hand nehmen und auswandern aus den Frühlingsgefilden hinauf in die Einöde des Gletschers, und erst, wenn unten der Herbstwind saufte und der Winter sich anschickte, zu Thal zu gehen, dann durfte auch sie herabsteigen, als wäre sie ihm verkauft mit Leib und Leben.

Kein Bauer der ganzen Gegend schickte seine Hirten dahinauf, sondern sie hatten die Weiden verpachtet an die Schnalser jenseits des Jochs, denen sie näher lagen, und diese schickten ein paar halb-wilde wetterharte Gesellen herüber, die sich in Felle kleideten und auf Stunden von einander entfernt in Steinhütten wie die Einsiedler hausten, und nun verdammte der Höchsbauer, der seine Weiden bisher auch immer verpachtet hatte, sein eigenes Kind zu dem Leben der Schnalser Hirten. Aber über Wally's Lippen kam keine Klage. Sie rüstete sich still zu der freudlosen Alpfahrt. Gegen Morgen, lange vor Sonnenaufgang, während der Vater, die Knechte und Mägde noch schliefen, zog Wally aus ihres Vaters Hause fort — auf die Berge. Nur die alte Luckard, „die ja Alles aus den Karten vorhergemußt“ und die Nacht bei Wally aufgewesen, ihr das Bündel schnüren zu helfen, steckte ihr zum Lebewohl den Rautenstrauß auf's Hütel und ging ein Stück mit

ihr. Die Alte weinte, als gäbe sie einer Todten das Geleit. Der Klettenmaier kam mit dem Packen hinterdrein. Er war ein alter, treuer Knecht, der Einzige, der im Dienste Stromminger's ergraut war, weil er taub war und es nicht hörte, wenn der Stromminger schalt und tobte. Diesen hatte er seiner Tochter zum Führer mitgegeben. Die Luckard ging mit, bis wo der Weg steil anging; dort nahm sie Abschied und kehrte um, weil sie zum Morgenbrod wieder daheim sein mußte. Wally stieg die Höhe hinan und schaute hinter auf den Weg, wo die Alte hinschritt und in die Schürze weinte, und es wurde ihr beinah selbst weich um's Herz. Die Luckard war doch immer gut mit ihr gewesen, wenn sie auch alt und schwach war, sie hatte Wally wenigstens lieb gehabt. Da drehte sich die Alte unten auf dem Wege noch einmal um und deutete nach oben. Wally folgte der Richtung ihres Fingerzeigs und sah, da segelte etwas an der Bergwand hin durch die Luft, schwerfällig, unsicher, wie ein Papierdrache, dem der Wind fehlt — immer nur ein Stück weit fliegend, dann niederfallend und sich mühsam wieder aufraffend. Der Geier war ihr mit seinen gestutzten Flügeln den ganzen Weg so mühselig nachgeflattert. Jetzt schien ihm aber die Kraft auszugehen, er humpelte nur noch mit den Flügeln schlagend, weiter.

„Hansl — o mein Hansl — wie hab I Dich

vergeffen könne!" rief Wally und sprang wie eine Gemse von Stein zu Stein, den kürzesten Weg zurück, das treue Thier zu holen. Die Luckard blieb stehen, bis Wally den Saumpfad wieder gewann, und begrüßte sie noch einmal, wie nach einer langen Trennung. Endlich war Hansl erreicht, und Wally nahm ihn in ihre Arme und drückte ihn an ihr Herz, wie ein Kind. — Sie hatte den Vogel in ihren Gedanken mit Joseph so verwoben, daß er ihr fast war wie ein stummer Vermittler zwischen ihr und ihm, oder wie wenn sich Joseph in den Geier verwandelt habe und sie halte ihn in den Armen, wenn sie den Vogel halte. Wie sich der inbrünstige Glaube seine sichtbaren Symbole schafft, um das unerreichbar Ferne sich nahe zu bringen, das Unfaßbare zu fassen, und wie ihm ein hölzernes Kreuz und ein gemaltes Heiligenbild wunderthätig wird, so schafft sich auch die inbrünstige Liebe ihre Symbolik, an die sie sich klammert, wenn ihr der Geliebte unerreichbar fern ist, und so schöpfte Wally aus dem Vogel eine wunderbare Tröstung. „Komm Hansl,“ sagte sie zärtlich, „Du gehst mit mir 'nauf auf 'n Ferner. Wir zwei trennen uns nimmer!“

„Aber Kind,“ sagte die Luckard, „Du kannst doch den Geier nit mit da 'nauf nehmen, er müßt ja verhungern; Du hast da droben kei Fleisch, und so a Viech frißt ja nix anders.“

„Du hast recht,“ sagte Wally betrübt, „aber I

kann mich von dem Thier nit trenne, I muß doch was haben da droben in der Einöd. Und I kann au das Thier nit allein z' Haus lassen, wer thät denn d'rauf achten und für ihn sorgen, wenn I nit da wär'."

"O, wegen dem sei mir ruhig," rief Luckard, "I will scho für ihn sorgen!"

"Ja, aber Dir folgt er nit," meinte Wally, "Du wirfst nit mit ihm fertig werden."

"Ach, I bitt' Dich," sagte die Luckard harmlos, "I hab' Dich so lang g'hütet — I werd' au den Geier hüten könne! Gieb 'n nur her, I will 'n heimtragen." Und sie nahm Wally frischweg den Geier vom Arm. Aber da war's gefehlt, denn das herrliche Thier setzte sich zur Wehre und hakte so zornig nach Luckard, daß diese ihn erschrocken fahren ließ. An ein Mitnehmen war nicht mehr zu denken.

"Siehst!" jubelte Wally, "er geht nit von mir, I muß ihn scho behalten, werd's wie's will! I bin ja doch einmal die Geier-Wally, so will I's au bleiben. O, mei Hansel, so lang wir zwei beisammen sind, hat's kei Noth! Weißt was, Luckard, I laß ihm jetzt die Flügel wachsen, er fliegt mir doch nit mehr fort, und dann kann er sich dort oben sei Futter selber suchen."

"In Gottes Namen, so nimm 'n mit. I schick' Dir dann mit'm Handbub noch was Frisches und was G'felchtes 'rauf, des kamst ihm für 'n Anfang

geben, bis er weiter fliegen kann.“ Und so war es denn entschieden; Wally nahm den Vogel unter den Arm wie ein Huhn und trennte sich von Lucard, die auf's Neue zu weinen anfing. Nun ging es ohne Aufenthalt wieder den Berg hinan, dem Klettenmaier nach, der indessen vorausgegangen war.

Nach zwei Stunden erreichte sie Bent, das letzte Dorf am Eingang in die Eiszwelt. Sie erstieg die Anhöhe über Bent. Hier begann der Weg auf das Hochjoch. Sie blieb noch einmal stehen und schaute, an ihren Bergstock gelehnt, hinab auf das stille, halb noch traumumfangene Dorf und hinüber nach dem Wildsee und den letzten Häusern des Dethals, den Rosener Höfen, die fast am Fuße des immer vor- und rückwärts schreitenden Hochvernagtferners lagen und trotzig zu sagen schienen: „Bertritt uns!“ wie Wally gestern zu ihrem Vater gesagt. Und wie ihr Vater, so zog auch der Hochvernagt immer wieder seinen mächtigen Fuß zurück, als könne er es nicht über sich gewinnen, die Burg seiner braven Alpen-söhne, der „Klöbe von Rosen“, zu zerstören. Und wie sie so da stand und hinabschaute auf die letzten Menschenwohnungen, bevor sie hinauffstieg in die Wildniß über den Wollen, da hub es drunten auf dem Kirchturm von Bent an zur Frühmette zu läuten. Aus der Thür des kleinen Pfarrhauses, wo die Knospen der Bergnelken am Fenster im Morgenwind nickten, trat der Caplan und ging mit gefalteten

Händen seiner Amtspflicht nach in die Kirche. Da und dort thaten die Holzhütten ihre schlaftrunkenen Augen auf und eine Gestalt nach der andern trat heraus, streckte sich und schritt mäßig der Kirche zu.

Sorglich, keinen Ton verlierend, trugen windbeflügelte Engel das fromme Geläut durch die Morgendämmerung hinauf auf die Berge, daß es an Wally's Ohr klang wie eine betende Kinderstimme. Und wie ein Kind die Mutter aufweckt mit seinem süßen Lallen, so schien das Geläut von Vent die Sonne geweckt zu haben; sie that ihr Weltenauge auf, und die Strahlen ihres ersten Blickes schossen empor über die Gebirge, ein unermessliches Flammenbüschel, das die Häupter im Osten krönte. Das dichte Dämmergrau am Himmel verklärte sich plötzlich durchsichtig blau, immer mächtiger breitete sich's aus, das Strahlenschießen über alle Himmel, und da stieg sie endlich empor über die wolkenverhüllten Gipfel in ihrer vollen Pracht und wandte ihr Flammengesicht liebend der Erde zu. Und die Berge streiften die Nebelhüllen ab und badeten die nackten Formen in Strömen von Licht. Tief unten in den Schlünden wallte und wogte es auf und nieder, als hätten sich alle Wolken von dem reinen Himmel dort hinabgesenkt. Oben in den Lüften sauste es wie wilde Jubelhymnen, und die Erde weinte Thränen seligsten Erwachens, wie die Braut am Hochzeitmorgen. Und wie die Thräne an den Wimpern der Braut, so



zitterte der Frühthau wonnig an Halmen und Büschen. Freude über allen Gefilden, oben auf den Bergen, wo der blendende Strahl sich in dem weitschauenden Auge der Gemse spiegelte, unten im Thal, wo die Lerche sich zwitschernd aus dem Saatsfeld aufschwang!

Trunken schaute Wally in die erwachende Welt hinein, und ihr Auge vermochte es kaum in den engen Rahmen zu fassen, das weite, leuchtende Bild in seiner keuschen Morgenschöne. Der Geier auf ihrer Schulter lüftete wie grüßend und sehnsüchtig seine breiten Schwingen der Sonne zu. Unten in Bent wurde es indessen lebendig. Wally konnte in dem grellen Morgenlicht Alles unterscheiden. Die Buben küßten am Brunnen die Mädels. Aus den Häusern wirbelte weißer Rauch auf, spurlos verschwindend in der heitern Frühlingsluft — wie sich auch in der glücklichen Seele ein trüber Gedanke in Nichts auflöst. Auf dem Platz vor der Kirche versammelten sich die Männer in sonntäglich reinen Hemdärmeln, die Pfeifen mit dem Silberbeschlag im Mund. Es war Pfingstsonntag, wo Alles feierte und sich freute. O heiliges Pfingstfest! Solch ein Tag mußte es gewesen sein, da der Geist des Herrn sich herabsenkte auf die Jünger und sie verklärte mit dem göttlichen Lichtstrahl, daß sie hingingen in alle Welt und predigten das Evangelium der Liebe — predigten es den warmen, offenen Frühlingsherzen, und im Frühling der Erde brach auch der Mensch-

heit Frühling an — die Religion der Liebe! Nur für das Mädchen da droben auf dem Berg gab es keine Pfingsten, keine Offenbarung der Liebe! Kein beredter Mund hatte ihm das Evangelium lebendig gemacht. Ein starrer Buchstabe war es ihm geblieben, ein blindes Samenkorn, dem der warme Strahl gefehlt, der es aufgehen ließ in seinem Herzen. Ihm senkte sich keine Friedenstaube aus dem tiefblauen Himmel herab — der Raubvogel auf seiner Schulter war ihm der einzige Liebesbote! — —

Endlich raffte sich Wally aus ihrem traumhaften Schauen auf. Noch einen Abschiedsblick sandte sie in die lustigen, lauten Dörfer hinab — dann wandte sie sich und stieg den stillen Schneegefilden des Hochjochs zu — in die Verbannung.

IV.

Das Kind Murzoll's.

Fünf Stunden war Wally gestiegen, bald über ganze Felder duftiger Alpenkräuter, bald über fußtiefe Schneefelder und breite Moränen hin. Die durchwachte Nacht lag ihr lähmend in den Gliedern, und fast verzagte sie, das Ziel ihrer „Fahrt“ zu erreichen. Hände und Füße zitterten ihr, denn fünf

Stunden mit solch einem tückischen Berg um sein Leben kämpfen — ist eine harte Arbeit. Schwere Tropfen perlten auf Wally's Stirn, da plötzlich wie mit einem Zauberschlage stand sie vor einer Wolkenwand. Sie war um eine Felsenecke gebogen, die sich vor die Sonne geschoben hatte, und nun umfing sie dichter Nebel und ein eisiger Hauch trocknete ihr den Schweiß von der Stirn. Ihre Füße rutschten bei jedem Schritte, so spiegelglatt war hier der Boden. Sie stand auf Eis. Sie hatte den Murzoll-Gletscher betreten, die höchste Gacke des Hochjochlamms. Hier wuchs nur noch dürftiges Berggras zwischen Geröll und Schnee hervor, ringsum bläulich schimmerndes Eisgeklüft, reine, dies Jahr noch von keinem Menschen- oder Thierfuß beschmutzte Schneeflächen, tiefer Winter. Fröstelnd schauderte Wally zusammen. Dies war der Vorhof zur Eisburg Murzoll's, von der im Döbthal so viele Sagen gehen, wo die „saligen“ (seligen) Fräulein hausen, von denen die Luckard der kleinen Wally an langen Winterabenden erzählte, wenn der Schneesturm um das Haus heulte. Es wehte sie fast gespenstig an aus diesen öden Eismauern, Höhlen und Berließen, wie alte Schauer der Kindheit, als wohne hier wirklich der finstere Gletschergeist, mit dem die Luckard sie so oft zu Bett geschreckt, wenn sie widerspenstig war.

Lautlos schritt sie weiter. Endlich machte der taube Führer Halt bei einer niederen Hütte, von

Steinen erbaut, mit weit überhängendem Dach, einer starken Thür von rohem Holz und kleinen Lufen, statt der Fenster. Darin waren ein paar geschwärzte Steine als Herd und eine Lagerstätte aus altem verfaulten Stroh. Das war die Hütte des Schnalser Hirten, der sonst hier gehütet hatte, und die nun Wally bewohnen sollte. Wally verzog keine Miene, als sie die trostlose Behausung sah; es war eben eine schlechte Alpbütte, wie es viele gab, und sie war ja hart gewöhnt. Solche Dinge waren es nicht, die ihren trozigen Muth erschütterten. Aber sie war erschöpft zum Umsinken, sie hatte seit gestern mehr durchgemacht, als selbst ihre ungewöhnliche Kraft ertragen konnte. Mechanisch half sie dem Tauben, dem Luckard eine Menge Nöthiges und Gutes für Wally aufgepackt, eine bessere Lagerstätte bereiten, sich in der öden Hütte etwas wohnlicher einzurichten. Mechanisch aß sie mit ihm von dem, was Luckard ihr mitgegeben. Der Mann sah, daß sie blaß war, und sagte mitleidig: „So, jetzt wär's 'gessen, jetzt leg' Dich a Bissel nieder und schlaf', Du hast's nöthig. I will Dir von da brunten derweil Holz 'rauftragen für die nächsten Täg'; nachher muß I aber wieder umkehren, sonst komm' I nimmer bei Tag heim, und Dei Vater hat's streng befohlen, daß I heut wieder z'ruck komm'." Er schüttelte ihr einen guten Strohsack auf, den er mitgeschleppt, und

ſie ſank mit halbgeſchloſſenen Augen darauf nieder und reichte ihm dankbar die Hand.

„I will Dich nit wecken,“ ſagte er. „Wann's D' etwa noch ſchlafen thät'ſt, wann I ging, ſag' I Dir jezt glei Adjes! Bleib g'sund und fürcht' Dich nit. — Du dauerſt mich — da oben ſo allein — aber — warum haſt Dei'n Vater nit g'folgt!“

Wally hörte die lezten Worte nur noch wie im Traum. Der Taube verließ die Hütte mitleidig kopfſchüttelnd; das Mädchen ſchließ bereits feſt. Bang und ſchwer hob und ſenkte ſich ihre Bruſt, denn auch im Schlummer drückt erfahrenes Leid wie ein Alp. Und ſie träumte von ihrem Vater, er ſchleife ſie an den Haaren in die Kirche. Und ſie dachte immer, wenn ſie nur ein Meſſer hätte, daß ſie die Haare abſchneiden könnte, dann wäre ſie frei. Da plötzlich ſtand Joſeph neben ihr und hieb mit einem Streich die Zöpfe durch, daß der Vater ſie in der Hand behielt, und Wally lief fort, und während der Joſeph mit dem Vater rang, ſtieg Wally die Anhöhe der Sonnenplatten hinan, um ſich in die Ache hinabzuſtürzen. Aber ihr grauste doch vor der Untiefe und ſie beſann ſich. Da hörte ſie wieder ihren Vater dicht hinter ſich, Verzweiflung faßte ſie und nun that ſie den Sprung. Sie fiel und fiel — aber ſie konnte nicht zur Tiefe kommen, und plötzlich da war es, als ſtemme ſich ihr von unten ein Luftdruck entgegen, der ſie nicht hinunter ließe, ſondern ſie höbe

und emportrüge. So schwebte sie auf, immer kämpfend um das Gleichgewicht, das sie beständig zu verlieren fürchtete, bis zu dem Gipfel Murzoll's. Aber sie konnte nicht Fuß fassen auf dem Felsen, wie ein Schiff, das nicht anlegen kann. Ein furchtbarer Wirbelwind hatte sie erfaßt, und sie mühte sich vergebens, sich an der nackten Wand anzuklammern. Schwarze Gewitterwolken ballten sich um sie zusammen, durch die gespenstisch bleich der schneeige Scheitel des Berges hindurch ragte. Feurige Schlangen durchfuhren die schwarze Masse um sie her, ein Donner Schlag krachte, daß der Berg erdröhnte, und sie wurde wirbelnd zwischen diesen Gewalten hin- und hergeschleudert, und sie hatte nur immer die Angst, daß der Sturm sie umkehre, denn sie fühlte, daß, wenn sie mit dem Kopf nach unten käme, sie in die Tiefe stürzen müsse. Und sie bog sich und wand sich wie ein Schifflein auf den schaukelnden Luftwellen und mühte sich ab, den Kopf oben zu behalten. Aber da hob es ihr die Füße auf und sie fühlte, wie die Schwere des Kopfes abwärts wuchtete. Sie wollte in den Sturm und den Donner und die schwarze Wolkennacht hinein um Hülfe schreien, aber sie brachte keinen Ton heraus, das Entsetzen schnürte ihr den Hals zu. Da plötzlich ward sie gehalten, sie fühlte festen Grund, sie lag in einer Bergschlucht, wie sie meinte, aber es war keine Schlucht — es waren riesige steinerne Arme,

die sie umfingen, und siehe, aus dem gelichteten Gewölk heraus bog sich ein mächtiges Antlitz von Stein über sie. Es war das greise Antlitz Murzoll's. Seine Haare waren beschneite Fichten, seine Augen Eis, sein Bart war Moos und die Brauen waren Edelweiß. Auf seiner Stirn stand als Diadem die Mondesichel und ergoß ihren milden Schein über das weiße Angesicht und die großen Augen von Eis leuchteten geisterhaft in dem bläulichen Licht. Und er schaute das Mädchen an mit diesen kalten, durchsichtigen und doch unergründlichen Augen, und unter diesem Blick gefroren ihr die Tropfen des Angstschweißes auf der Stirn und die Thränen auf der Wange fielen leise klirrend wie Krystallperlen herab. Und er drückte die steinernen Lippen auf die ihren und unter dem langen Kuß wuchsen Alpenrosen um seinen Mund, der warm und thaufeucht geworden, und als er Wallh wieder anschaute, da rannen Gletscherbäche aus seinen eisigen Augen in den Moosbart hinein. Die schwarzen Wolken hatten sich verzogen und ein Frühlingswehen ging durch die Nacht. Und nun regte Murzoll die aufgethauten Lippen und es klang wie das dumpfe Rollen in's Thal stürzender Ravinen: „Dein Vater hat Dich verstoßen — ich nehme Dich auf an Kindesstatt, denn das kalte Gestein fühlt eher ein Rühren als ein verhärtetes Menschenherz. Du gefällst mir, Du bist von meiner Art, es ist etwas von dem Stoff in Dir, aus

dem die Felsen geworden. Willst Du mein Kind sein?"

„Ja!“ sagte Wally und schmiegte sich an das steinerne Herz des neuen Vaters.

„So bleib' bei mir und kehre nicht wieder zurück zu den Menschen, denn bei ihnen ist der Kampf — bei mir nur ist Friede!“

„Aber der Joseph, den I gern hab'," sagte Wally, „soll I 'n niemals haben?“

„Laß ihn,“ sagte der Alte, „Du darfst ihn nicht lieben, er ist ein Gemsjäger, und meine Töchter haben ihm den Untergang geschworen. Komm, ich bringe Dich zu ihnen, daß sie Dir das Herz abtöbten, sonst kannst Du nicht leben in unserm ewigen Frieden!“ Und er trug sie durch weite, weite Hallen und endlose Gänge von Eis hindurch, und sie kamen in einen großen Saal, der war ganz durchsichtig wie von Krystall, und die Sonnenstrahlen fielen herein und brachen sich in Millionen Funken, und durch die Wände schimmerten bunt in einander verschwommen und seltsam verschoben Himmel und Erde. Da spielten weiße, schneeglitzernde Mädchengestalten in wallendem Nebelschleier mit einer Heerde Gemsen, und es war lustig anzusehen, wie sie sich neckten mit den schnellfüßigen Thieren, sich mit ihnen haschten und huschten hierhin und dorthin. Das waren die Töchter Murzoll's, die „seligen Fräulein“ des Deßthals. Und sie scharten sich neugierig um Wally,

als Murzoll sie auf dem glatten Spiegel des Bodens niedersezte. Sie waren schön wie die Engel, sie hatten Gesichter wie Milch und Blut: aber als Wally sie näher betrachtete, sah sie mit leisem Grauen, daß sie Alle Augen von Eis hatten, wie ihr Vater, und das Roth, das ihre Wangen und Lippen färbte, war kein Blut — sondern nur Alpenrosensaft, und sie waren kalt wie gefrorener Schnee.

„Wollt Ihr Die behalten?“ sagte Murzoll. „Ich habe sie lieb, sie ist stark und fest wie von Stein. Sie soll Eure Schwester sein.“

„Sie ist schön,“ sagten die Fräulein, „sie hat Gemseaugen. Aber sie hat warmes Blut und liebt einen Gemsejäger — wir wissen's!“

„So legt ihr die Hände auf's Herz, daß es einfriert mit all' ihrer Liebe und sie selig sei wie Ihr,“ befahl Murzoll.

Da eilten die Fräulein auf sie zu, daß es sie anwehte wie ein Schneesturm, und streckten die kalten, weißen Hände nach ihrem Herzen aus; sie fühlte schon, wie sich das zusammenzog und langsamer pochte. Da wehrte sie mit beiden Armen die seligen Fräulein von sich ab und rief: „Nein, laßt mich — I will nit selig sein, I will den Joseph!“

„Wenn Du wieder unter die Menschen gehst, so zerschmettern wir den Joseph und werfen Dich mit ihm in den Abgrund,“ drohten die seligen

Fräulein, „denn Keiner darf unter den Menschen leben, der uns gesehen.“

„So werft mich in 'n Abgrund, aber laßt mir mei Lieb' im Herzen — Alles, Alles will I erleiden, aber von meiner Lieb' laß I nit!“ Und mit der Kraft der Verzweiflung faßte Wally eines der seligen Fräulein um den Leib und rang mit ihr, und siehe, da zerbrach ihr die zarte Gestalt in den Armen und sie behielt nur rieselnden Schnee in der Hand. Das Tageslicht erlosch, plötzlich war Alles in graue Dämmerung gehüllt, sie stand auf nacktem Fels, ein scharfer Wind peitschte ihr Eisnadeln in's Gesicht und statt der seligen Fräulein wirbelten weiße Nebel in wilhem Tanz um sie her. Hoch über ihr blickte das bleiche Gesicht Murzoll's finster durch die Wolken und er donnerte sie an: „Du lehnst Dich auf wider Menschen und Götter — Himmel und Erde werden Dir Feind sein! — Weh Dir!“ Und verschwunden war Alles — Wally erwachte. Kalt piff der Abendwind durch die Lufen über Wally hin. Sie rieb sich die Augen, noch zitterte ihr das Herz in der Brust von dem unheimlichen Traum, sie brauchte lang, bis sie wußte, wo sie sei, bis sich das Traum- bild und die Wirklichkeit von einander schieden. Ein unerklärliches Grauen war in ihr zurückgeblieben und theilte sich auch der Wirklichkeit mit. Sie stand von ihrem Lager auf und rief unwillkürlich nach dem Knecht. Sie trat vor die Hütte hinaus, ihn zu

suchen. Es war ein schöner, heller Abend geworden, die Nebel hatten sich zerstreut, aber die Sonne war im Sinken und scharf wehte die Luft der Höhe. Wally eilte hierhin und dorthin nach dem Tauben — sie fand nichts als einen aufgeschichteten Stoß von Fichtenholz, den er für sie zusammengetragen. Da fiel ihr ein, daß er gesagt, er werde fortgehen, wenn sie noch schlief. Es war so, er hatte ihr Erwachen nicht abgewartet. Es war nicht recht von ihm, sie im Schlaf zu verlassen! So aufwachen und Niemanden mehr finden — das war doch hart. Es war so still um sie her — so öde und leer! Es mochte sechs Uhr sein und Zeit zum Melken. Jetzt schauten wohl die vertrauten Thiere zu Haus nach der Stallthür, ob die Herrin nicht käme und Brod und Salz brächte — sie aber legte hier oben die Hände in den Schooß und um sie her regte sich nichts weit und breit. O die Todtenstille und die Unthätigkeit! — Sie wußte nicht, wie ihr zu Muth war, — so einsam, so schrecklich einsam! Sie stieg weiter hinauf auf einen überragenden Vorsprung, um hinabzusehen auf die weite Welt. Ein nie gesehantes, unermessliches Bild bot sich ihrem Blick im Purpur der untergehenden Sonne. Da lagen sie offen vor ihr bis an den Saum des Horizontes umhergestreut, die Gebirge Tyrols, in der Ferne immer kleiner werdend, in der Nähe erdrückend, überwältigend in ihrer stillen Größe und Erhaben-

und emportrüge. So schwebte sie auf, immer kämpfend um das Gleichgewicht, das sie beständig zu verlieren fürchtete, bis zu dem Gipfel Murzoll's. Aber sie konnte nicht Fuß fassen auf dem Felsen, wie ein Schiff, das nicht anlegen kann. Ein furchtbarer Wirbelwind hatte sie erfaßt, und sie mühte sich vergebens, sich an der nackten Wand anzuklammern. Schwarze Gewitterwolken ballten sich um sie zusammen, durch die gespenstisch bleich der schneeige Scheitel des Berges hindurch ragte. Feurige Schlangen durchfuhren die schwarze Masse um sie her, ein Donner Schlag brachte, daß der Berg erdröhnte, und sie wurde wirbelnd zwischen diesen Gewalten hin- und hergeschleudert, und sie hatte nur immer die Angst, daß der Sturm sie umkehre, denn sie fühlte, daß, wenn sie mit dem Kopf nach unten käme, sie in die Tiefe stürzen müsse. Und sie bog sich und wand sich wie ein Schifflein auf den schaukelnden Luftwellen und mühte sich ab, den Kopf oben zu behalten. Aber da hob es ihr die Füße auf und sie fühlte, wie die Schwere des Kopfes abwärts wuchtete. Sie wollte in den Sturm und den Donner und die schwarze Wolkennacht hinein um Hülfe schreien, aber sie brachte keinen Ton heraus, das Entsetzen schnürte ihr den Hals zu. Da plötzlich ward sie gehalten, sie fühlte festen Grund, sie lag in einer Bergschlucht, wie sie meinte, aber es war keine Schlucht — es waren riesige steinerne Arme,

Die sie umfingen, und siehe, aus dem gelichteten Gewölk heraus bog sich ein mächtiges Antlitz von Stein über sie. Es war das greise Antlitz Murzoll's. Seine Haare waren beschneite Fichten, seine Augen Eis, sein Bart war Moos und die Brauen waren Edelweiß. Auf seiner Stirn stand als Diadem die Mondessichel und ergoß ihren milden Schein über das weiße Angesicht und die großen Augen von Eis leuchteten geisterhaft in dem bläulichen Licht. Und er schaute das Mädchen an mit diesen kalten, durchsichtigen und doch unergründlichen Augen, und unter diesem Blick gefroren ihr die Tropfen des Angstschweißes auf der Stirn und die Thränen auf der Wange fielen leise klirrend wie Krystallperlen herab. Und er drückte die steinernen Lippen auf die ihren und unter dem langen Kuß wuchsen Alpenrosen um seinen Mund, der warm und thaufeucht geworden, und als er Wally wieder anschaute, da rannen Gletscherbäche aus seinen eisigen Augen in den Moosbart hinein. Die schwarzen Wolken hatten sich verzogen und ein Frühlingswehen ging durch die Nacht. Und nun regte Murzoll die aufgethauten Lippen und es klang wie das dumpfe Rollen in's Thal stürzender Lavinen: „Dein Vater hat Dich verstoßen — ich nehme Dich auf an Kindesstatt, denn das kalte Gestein fühlt eher ein Rühren als ein verhärtetes Menschenherz. Du gefällst mir, Du bist von meiner Art, es ist etwas von dem Stoff in Dir, aus

dem die Felsen geworden. Willst Du mein Kind sein?"

"Ja!" sagte Wally und schmiegte sich an das steinerne Herz des neuen Vaters.

"So bleib' bei mir und kehre nicht wieder zurück zu den Menschen, denn bei ihnen ist der Kampf — bei mir nur ist Friede!"

"Aber der Joseph, den I gern hab'," sagte Wally, "soll I 'n niemals haben?"

"Laß ihn," sagte der Alte, "Du darfst ihn nicht lieben, er ist ein Gemsjäger, und meine Töchter haben ihm den Untergang geschworen. Komm, ich bringe Dich zu ihnen, daß sie Dir das Herz abtöden, sonst kannst Du nicht leben in unserm ewigen Frieden!" Und er trug sie durch weite, weite Hallen und endlose Gänge von Eis hindurch, und sie kamen in einen großen Saal, der war ganz durchsichtig wie von Krystall, und die Sonnenstrahlen fielen herein und brachen sich in Millionen Funken, und durch die Wände schimmerten hunt in einander verschwommen und seltsam verschoben Himmel und Erde. Da spielten weiße, schneeglitzernde Mädchengestalten in wallendem Nebelschleier mit einer Heerde Gemsen, und es war lustig anzusehen, wie sie sich neckten mit den schnellfüßigen Thieren, sich mit ihnen haschten und huschten hierhin und dorthin. Das waren die Töchter Murzoll's, die „seligen Fräulein" des Deßthals. Und sie scharten sich neugierig um Wally,

als Murzoll sie auf dem glatten Spiegel des Bodens niedersezte. Sie waren schön wie die Engel, sie hatten Gesichter wie Milch und Blut: aber als Wally sie näher betrachtete, sah sie mit leisem Grauen, daß sie Alle Augen von Eis hatten, wie ihr Vater, und das Roth, das ihre Wangen und Lippen färbte, war kein Blut — sondern nur Alpenrosensaft, und sie waren kalt wie gefrorener Schnee.

„Wollt Ihr Die behalten?“ sagte Murzoll. „Ich habe sie lieb, sie ist stark und fest wie von Stein. Sie soll Eure Schwester sein.“

„Sie ist schön,“ sagten die Fräulein, „sie hat Gensenaugen. Aber sie hat warmes Blut und liebt einen Gensjäger — wir wissen's!“

„So legt ihr die Hände auf's Herz, daß es einfriert mit all' ihrer Liebe und sie selig sei wie Ihr,“ befahl Murzoll.

Da eilten die Fräulein auf sie zu, daß es sie anwehte wie ein Schneesturm, und streckten die kalten, weißen Hände nach ihrem Herzen aus; sie fühlte schon, wie sich das zusammenzog und langsamer pochte. Da wehrte sie mit beiden Armen die seligen Fräulein von sich ab und rief: „Nein, laßt mich — I will nit selig sein, I will den Joseph!“

„Wenn Du wieder unter die Menschen gehst, so zerschmettern wir den Joseph und werfen Dich mit ihm in den Abgrund,“ drohten die seligen

Fräulein, „denn Keiner darf unter den Menschen leben, der uns gesehen.“

„So werft mich in 'n Abgrund, aber laßt mir mei Lieb' im Herzen — Alles, Alles will I erleiden, aber von meiner Lieb' laß I nit!“ Und mit der Kraft der Verzweiflung faßte Wally eines der seligen Fräulein um den Leib und rang mit ihr, und siehe, da zerbrach ihr die zarte Gestalt in den Armen und sie behielt nur rieselnden Schnee in der Hand. Das Tageslicht erlosch, plötzlich war Alles in graue Dämmerung gehüllt, sie stand auf nacktem Fels, ein scharfer Wind peitschte ihr Eisnadeln in's Gesicht und statt der seligen Fräulein wirbelten weiße Nebel in wildem Tanz um sie her. Hoch über ihr blickte das bleiche Gesicht Murzoll's finster durch die Wolken und er donnerte sie an: „Du lehnst Dich auf wider Menschen und Götter — Himmel und Erde werden Dir Feind sein! — Weh Dir!“ Und verschwunden war Alles — Wally erwachte. Kalt pfiß der Abendwind durch die Lufen über Wally hin. Sie rieb sich die Augen, noch zitterte ihr das Herz in der Brust von dem unheimlichen Traum, sie brauchte lang, bis sie wußte, wo sie sei, bis sich das Traum- bild und die Wirklichkeit von einander schieden. Ein unerklärliches Grauen war in ihr zurückgeblieben und theilte sich auch der Wirklichkeit mit. Sie stand von ihrem Lager auf und rief unwillkürlich nach dem Knecht. Sie trat vor die Hütte hinaus, ihn zu

suchen. Es war ein schöner, heller Abend geworden, die Nebel hatten sich zerstreut, aber die Sonne war im Sinken und scharf wehte die Luft der Höhe. Wally eilte hierhin und dorthin nach dem Tauben — sie fand nichts als einen aufgeschichteten Stoß von Fichtenholz, den er für sie zusammengetragen. Da fiel ihr ein, daß er gesagt, er werde fortgehen, wenn sie noch schlief. Es war so, er hatte ihr Erwachen nicht abgewartet. Es war nicht recht von ihm, sie im Schlaf zu verlassen! So aufwachen und Niemanden mehr finden — das war doch hart. Es war so still um sie her — so öde und leer! Es mochte sechs Uhr sein und Zeit zum Melken. Jetzt schauten wohl die vertrauten Thiere zu Haus nach der Stallthür, ob die Herrin nicht käme und Brod und Salz brächte — sie aber legte hier oben die Hände in den Schooß und um sie her regte sich nichts weit und breit. O die Todtenstille und die Unthätigkeit! — Sie wußte nicht, wie ihr zu Muth war, — so einsam, so schrecklich einsam! Sie stieg weiter hinauf auf einen überragenden Vorsprung, um hinabzusehen auf die weite Welt. Ein nie gesehantes, unermessliches Bild bot sich ihrem Blick im Purpur der untergehenden Sonne. Da lagen sie offen vor ihr bis an den Saum des Horizontes umhergestreut, die Gebirge Tyrols, in der Ferne immer kleiner werdend, in der Nähe erdrückend, überwältigend in ihrer stillen Größe und Erhaben-

heit. Und zwischen ihnen ruhend wie Kinder in Vaters Armen die blühenden Hochthäler. Und es ergriff sie ein namenloses Heimweh nach den trauten heimathlichen Fluren, die jetzt eben vor ihrem Blick in friedliche Abendschatten versanken. Die Sonne war hinabgeglitten und ließ am Saum des Horizonts im violetten Gewölk roth angelaufene Goldstreifen zurück. Die weiße Mondscheibe begann allmählig zu leuchten und kämpfte mit dem letzten verflackernden Tagesschein um die Herrschaft. In den Thälern ward es Nacht. Da und dort war es, als schimmere ein Lichtlein, kaum sichtbar dem freien Auge durch die Ferne herauf — ein Erdenstern. Jetzt gingen sie zur Ruh', die fleißigen Genossinnen dort unten. Ihnen war wohl, sie hatten Alle ein wirthlich Dach über dem Haupt und ruhten sicher geborgen im Schooß eines trauten Heimwesens — vielleicht lauschten sie noch schlaftrunken hinter dem bunten Vorhängelein am kleinen Fenster auf das Liedel des Herzliebsten — nur sie war einsam und ausgestoßen hier oben, schutzlos preisgegeben allen Schrecken, und ihr Obdach war die unwirthliche Hütte, durch deren Lücken der Wind pfiß. „O Vater, Vater, kannst Du das über's Herz bringen?“ rief sie laut hinaus; aber aus Nähe und Ferne antwortete ihr nur das Brausen des Nachtwindes. Immer höher stieg die Mondesscheibe, die Lichtstreifen im Westen verloren ihren Goldglanz und schimmerten

nur noch gelb wie Messing am dunkeln Abendhimmel. Die Umrisse der Berge verschoben und erweiterten sich in dem Zwiellicht. Drohend, übermächtig schaute ihr nächster Nachbar, der gewaltige Similaun, auf sie herab. Alle die Riesenhäupter ringsum stierten sie feindlich an, weil sie es wagte, ihr nächtliches Wesen zu belauschen. Es war, als seien sie alle erst seit Wally's Ankunft so ruhig und still geworden, — wie eine Gesellschaft, die Geheimes verhandelt, plötzlich verstummt, wenn ein Fremder unter sie tritt. Da stand sie, die hilflose Menschengestalt, so allein inmitten dieser stillen, starren Eismwelt, so unerreichbar hoch über allem Lebenden — so fremd in der unheimlichen Gesellschaft von Wolken und Gletschern, in dem entsetzlichen, geheimnißvollen Schweigen! „Nun bist Du ganz allein auf der Welt,“ schrie es in ihr. Eine unnenmbare Angst, die Angst der Verlassenheit überkam sie. Ihr war plötzlich, als müsse sie verloren gehen in dem weiten, unabsehbaren Raume, und wie hilflos suchend kammerte sie sich an die Felswand und drückte das bangklopfende Herz an das kalte Gestein.

Was mit ihr vorgegangen in jener Stunde, das wußte sie selbst nicht — aber es war, als habe der Stein, an den sie das junge, heiße, jagende Herz drückte, eine geheimnißvolle Macht über sie geübt, denn die Stunde hatte sie hart und rauh gemacht, als sei sie in Wahrheit das Kind Murzoll's.

V.

Die Inkar d.

Als nach etwa acht Tagen der Hirtenbub mit dem Vieh heraufkam, erschrak er fast vor Wally, so verstört sah sie aus; aber als er ihr sagte: „Der Vater laßt Dich fragen, ob Du's jetzt g'nug hätt'st da oben und Dei Schuldigkeit thun wollt'st?“ da biß sie die Zähne zusammen und antwortete: „Sag' dem Vater, eher ließ' I mich da oben stückweis vom Geier fressen, als dem, der mich da 'rauf g'jagt hat, noch was zu Lieb' thun!“

Das war vorderhand die letzte Botschaft, die zwischen ihr und ihrem Vater ausgetauscht ward.

Als Wally ihre kleine Heerde um sich hatte, die nur aus Schafen und Ziegen bestand, denn größeres Vieh fand in dieser Höhe nicht Nahrung genug, da kam ihr der alte Muth wieder, und die Bergwildniß verlor ihre Schrecken für sie. Sie war ja nun inmitten ihrer Schützlinge nicht mehr einsam, sie hatte wieder etwas zu arbeiten, für etwas zu sorgen. Denn war ihr auch der Geier ein treuer Gefährte gewesen, er konnte doch die Unthätigkeit nicht bannen, die sie fast zur Verzweiflung brachte und alle finsternen Gedanken über sie Herr werden ließ.

So gewöhnte sie sich allmählig an die Einsam-

keit, und sie wurde ihr lieb und traut. Das Leben mit seinen täglichen kleinen und großen Anforderungen beengt und beschränkt jede große Natur; hier oben konnte Wally's unbändiger Sinn uneingeschränkt auswuchern, hier oben war für sie volle Freiheit, kein Mensch war da, ihr zu widersprechen, kein fremder Wille stellte sich ihr entgegen und als das einzig denkende Wesen weit und breit fühlte sie sich allmählig eine Königin auf ihrem einsamen hohen Throne, eine Herrscherin in dem unermesslichen stillen Reich, das ihr Auge überschaute. Und sie blickte endlich mit einer mitleidigen Verachtung von ihrer Höhe auf das armfelige Geschlecht herab, das da unten im Brodem der Erde lüftete und gierte, feilschte und rechnete, und ein heimlicher Abscheu trat an die Stelle des Heimwehes. Dort unten war der Kampf und die Qual und die Schuld. Murzoll hatte wahrgesprochen in ihrem Traum, — hier oben in dem reinen Element von Eis und Schnee, in der reinen Luft, die kein Rauch und kein Pesthauch zerstörten Lebens verdichtete, war der Friede, die Unschuld, hier zwischen den gewaltigen, ruhigen Formen der Gebirge, die sie anfangs erschreckt hatten, war ihr die Ahnung des Erhabenen aufgegangen und ihr Sinn hatte sich daran emporgehoben weit über das gewöhnliche Maß hinaus. Nur Einer von allen den niedrigen Erdenbewohnern dort unten blieb ihr lieb, schön und groß nach wie vor. Es war Joseph

der Barentödter, der Sanct Georg ihres Traumes. Lebte er doch auch wie sie mehr auf den Höhen, als in der Tiefe, hatte er doch alle himmelanragenden Spitzen bestiegen, auf die sich kein Anderer wagte, holte er doch die Gemse vom steilsten Felsen herab und gab es für ihn weder in der Höhe noch in der Tiefe ein Schreckniß. Er war der stärkste, der muthigste Mann, wie sie das stärkste, muthigste Mädel! In ganz Tyrol war ihm kein Mädel ebenbürtig wie sie — in ganz Tyrol war kein Mann ihr ebenbürtig wie er. Sie gehörten zu einander, sie waren zwei Bergriesen — mit dem kleinen Geschlecht in der Tiefe hatten sie nichts gemein.

So lebte sie in ihrer Einsamkeit nur für ihn und wartete des Tages, wo sich die Verheißung erfüllen werde. Kommen mußte dieser Tag — und da sie dessen gewiß war, verlor sie die Geduld nicht.

So ging der Sommer herum und der Winter stieg zu Thale und sie sollte nun bald mit seinen wilden Vorboten, dem Sturm und dem Schnee, hinabziehen in die entfremdete Heimath. — Ihr hangte vor dem Gedanken. Sie hätte sich lieber hier oben in die tiefste Eisspalte verkrochen, und ihr Dasein gefristet wie die wilde Bärin, als wieder hinabzusteigen in den Qualm und das Geplär der niederen Spinnstube und mit dem grollenden Vater, dem verabscheuten Freier und dem schadenfrohen Gesinde eingekesselt zu sein in die engen Räume des

Hauses, gefangen hinter fußhohen Wällen von Schnee, aus denen oft wochenlang kein Entkommen möglich war.

Je näher die Zeit rückte, desto schwerer wurde ihr um's Herz, desto verzweiflungsvoller lehnte sie sich gegen den Gedanken dieser Gefangenschaft auf. Aber die Zeit verstrich, ohne daß Jemand sie zu holen kam. Es schien, als habe man sie da drunten vergessen. Immer kälter und winterlicher wurde es da oben, die Tage immer kürzer, die Nächte immer länger, zwei Schafe kamen im Schneesturm um, die Thiere fanden bald keine Nahrung mehr, und die Zeit, wo das Vieh sonst heimzieht, war vorüber. „Sie wollen uns da oben verhungern lassen,“ sagte Wally zu dem Geier, indem sie das letzte Stück Käse mit ihm theilte, und ein heimliches Grauen wandelte sie an; das junge, gesunde Leben sträubte sich in ihr gegen den schrecklichen Gedanken. Was sollte sie thun? Die Heerde im Stich lassen und allein den Heimweg suchen, daß die unschuldigen Thiere elend zu Grunde gingen? Nein, das that die Wally nicht, die stand und fiel wie ein guter Feldherr mit ihrer Truppe! Oder sollte sie sich mitammt der Heerde aufmachen und, des Weges untundig, wie sie war, auf dem überschnittenen Ferner herumirren, um endlich die Thiere eins nach dem andern im Schnee und Eis „verlahnen“ oder in Felspalten stürzen zu

sehen? Auch das war unmöglich. Sie konnte nichts thun als warten! —

Da endlich — an einem düsteren Herbstmorgen, wo man vor Nebel die Hand vor den Augen nicht sah, die kleine Heerde zitternd vor Frost sich in ihrem Pferch zusammendrängte und Wally starr vor Kälte am Heerdfeuer saß — da erschien der Handbub, der Wally heimholen sollte. Und wie ihr auch gegraut hatte bei dem Gedanken, hier oben langsam mit ihren Thieren zu verhungern, so wandelte sie jetzt doch wieder das ganze unverhehlte Entsetzen vor der Heimkehr an — und sie wußte nicht, welches Uebel das größere sei: bei ihrem rauhen Vater Murrzoll zu Grunde zu gehen, oder zu ihrem wirklichen Vater zurückkehren zu müssen.

Da unterbrach der Handbub das Schweigen: „Der Vater laßt Dir sagen, Du dürf’st ihm nur vor d’ Augen komme, wannst D’ thun woll’st, was er verlangt, wennst aber noch kei Vernunft annehme wollt’st, so müßtest bei die Ruhmägd’ bleiben im Stall — in’s Haus dürfft D’ nit eini, das hab’ er g’schworen!“ „Um so besser!“ sagte Wally aufathmend, und der Bub sah sie verwundert an.

Jetzt ging sie leichten Herzens hinunter, sie war nun des Zusammenseins mit den verhassten Menschen überhoben und konnte für sich in Scheune und Stall leben, — was ihr Vater ihr zur Strafe ausfann, wurde ihr zur Wohlthat. Nun konnte sie ganz un-

gestört ihren Gedanken nachhängen, und wenn es sie nach Zuspruch verlangte, hatte sie ja die Luckard, die es so gut mit ihr meinte. Ja, sie hatte erst in der Einsamkeit da oben einsehen gelernt, was solch ein treues Herz werth war, und das konnte ihr der Vater nicht nehmen.

Fast heiter ging sie jetzt an's Werk, um sich zur Heimfahrt zu rüsten. Seit ihr die Angst vor dem widrigen Zusammenleben mit dem Vater genommen war, dachte sie mit stiller Freude an den Jubel der Alten, wenn ihr Pflegekind wieder zurückkäme. Es war doch Jemand, der sich auf sie freute, dort unten und das that ihr wohl.

„Komm Hansel,“ sagte sie, nachdem sie Alles zusammengepackt, zum Geier, der mit aufgeblasenen Federn verdroffen am Herd saß — „jetzt geht's ab zur Luckard!“

„Die Luckard is aber nimmer z' Haus,“ sagte der Handbub.

„Was, wo ist sie?“ frug Wally fast erschrocken.

„Der Höchstbauer hat s' fortg'jagt.“

„Fortg'jagt — die Luckard!“ schrie Wally auf: „Was hat's da geb'n?“

„Sie hat sich halt nit vertragen mit 'n Gellner-Vincenz, und der gilt jetzt Alles bei'n Höchstbauern,“ berichtete gleichgültig der Bub und huckelte pfeifend die Kraxen mit Wally's Sachen auf. Wally war blaß geworden: „Und wo ist sie jetzt?“

„Bei der alten Annemiedel in Winterstall.“

„Wann is des g'schehn?“

„D so vor a Wochener zehne. — Die hat amal g'schrauen! Und fast gar nit laufen hat f' kömmt, und so is ihr der Schrocken in d' Knie g'fahren. Der Klettenmaier und der Nazzi haben f' halten g'müßt, daß f' nit umg'fallen is. 's ganze Dorf is rum g'standen und hat zug'schaut, wie fie's 'nausg'führt haben.“

Wally hatte regungslos zugehört, das braune Gesicht war fahl geworden und ihre Brust arbeitete heftig. Als der Bub geendet hatte, riß sie den Hirtenstab von der Wand, schwang sich den Geier auf die Schulter und schritt hinaus.

„Nach vorwärts!“ herrschte sie mit rauher Stimme den Buben an und schnell war die kleine Heerde gesammelt, das Milchgeschirr aufgepackt und der Zug setzte sich in Bewegung. Wally sprach kein Wort. Eine furchtbare Spannung war in ihren Bügen. Die Lippen zusammengepreßt, eine drohende Falte, die an ihren Vater erinnerte, zwischen den dichten Brauen, so zog sie mit mächtigen Schritten der Heerde voran und ihr fester Fuß drückte tiefe Spuren in den Schnee. Immer schneller ging sie, je weiter sie hinabstieg, so daß der Bub mit der Heerde kaum nachkam, und wo es zu steil war, stieß sie die eiserne Spitze ihres Stabes in's Gestein und schwang sich mit gewaltigen Sprüngen hinab,

daß nur der Geier in der Luft ihr über Klüfte und Felsspalten weg folgen konnte. Hirt und Heerde verschwanden oft im Nebel hinter ihr. Dann blieb sie stehen und wartete einen Augenblick, bis sie wieder sichtbar wurden und der Bub ihr die Richtung des Weges angab, und weiter ging's ohne Rast und Ruhe, als handle sich's um ein Menschenleben.

Endlich war die Schneeregion überschritten und Bent lag zu Wally's Füßen wie vor sechs Monden, wo sie heraufgestiegen, aber diesmal nicht im Glanz der Maisonne, sondern trübe, herbftlich todt und und kalt. Der Handbub erklärte, in Bent müßte geraftet werden. Wally weigerte sich, aber der Handbub meinte, das hieße Mensch und Vieh schinden, wenn man nicht eine halbe Stunde ruhe. „Wegen meiner,“ sagte Wally, „so bleib' — I geh' voraus. Jetzt kann I ja 'n Weg nimmer fehlen. Wenn sie Dich fragen, wo I sei, wenn D' heimkommst, so sag' nur, zur Luckard sei I 'gange!“ Und weiter schritt sie, umrauscht von den Flügelschlägen des treuen Hansel, der nun fliegen konnte, wie er wollte, denn Wally beschnitt ihm die Schwingen nicht mehr. Jetzt war sie an der Stelle, wo die alte Luckard ihr bei der „Aufahrt“ Lebwohl gesagt und umgekehrt war. „Die alte Luckard!“ Wally sah sie noch ganz deutlich, wie sie dahinging und in die Schürze weinte, und sie sah ihre braunen, knochigen Arme, wie sie ihr noch einmal zuwinkten, und

sah die silbernen Locken, die ihr immer aus der Haube hervorhingen, im Winde flattern. Sie war in Ehren und Treuen grau geworden im Stromminger'schen Haus, und nun Schande auf dies weiße Haupt! Und Wally hatte sich so leicht von ihr getrennt und ihr das Weinen verboten und sich ungeduldig losgeriffen, da die Alte sie in ihrem Schmerz nicht aus den Armen lassen wollte, und keine Ahnung hatte ihr gesagt, welchem Schicksal sie die schutzlose Magd entgegen sandte mit dem kargen Abschiedsgruß, und daß Luckard Schimpf und Schmach erleiden würde um ihretwillen! Wally lief und lief, als könne sie die Luckard, wie sie vor sechs Monden hier ging, noch einholen, und trotz des Herbstfrostes stand ihr der Schweiß auf der Stirn, der Schweiß beflügelter Eile, eine schwere Schuld der Dankbarkeit abzutragen. — Und eine heiße Thräne perlte ihr im Auge, das immer die Alte mit ihrem stillen Weinen vor sich herschreiten sah. Sie ging so langsam, die Luckard, und Wally so schnell, und doch blieben sie immer gleich weit aus einander und Wally konnte sie nicht einholen.

Einem Augenblick mußte Wally Athem schöpfen und ausruhen. Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und die Thränen aus den Augen; dann trieb es sie wieder unerbittlich weiter. „Wart' nur, Luckard, — wart' nur, I komm'!“ murmelte sie

athemlos vor sich hin, wie zu ihrer eigenen Beruhigung!

Endlich tauchte der Kirchturm von Heiligkreuz vor ihr auf und von da führte ein schwindelnder Steg hoch über die Ache nach einer einsamen Häusergruppe auf der andern Seite der Schlucht. Es war das Dertchen „Winterstall“, wo die Luckard zu Hause war. Hinter den Häusern von Heiligkreuz bog Wally ab und überschritt die leichte Brücke, unter der die wilde Ache brauste und schäumte, als wollte sie ihren zornigen Gischts hinauffspritzen bis zu dem trogigen Mädchen, das so unbekümmert in die schauerliche Tiefe niederblickte, als gäbe es keine Gefahr und keinen Schwindel auf der Welt. Die Brücke war überschritten, noch ein steiles Stück Weg aufwärts und da — endlich war es erreicht, das Ziel, nach dem sie mit pochendem Herzen gestrebt, sie war in Winterstall — und dort gleich links am Wege lag die Hütte der alten Annemiedel, der Base Luckard's, mit kleinen, unter dem überhangenden Strohdach versteckten Fenstern. Dahinter saß die Alte gewiß und spann, wie immer zur Winterszeit, und Wally that einen tiefen Athemzug aus erleichtertem Herzen. Sie hatte die Hütte erreicht, und ehe sie hereintrat, schaute sie lächelnd durch das blinde, niedere Fenster nach Luckard. Doch es war Niemand in der Stube, es sah öde und unwohnlich aus und ein abgezogenes Bett stand unordentlich

aufgeschichtet da. Ein rauchgeschwärzter hölzerner Christus spannte am Kreuz seine Arme darüber aus, ein Stückchen Trauerflor und ein verstaubter Kautenfranz hing daran. Es war ein unbehaglicher Anblick, und Wally war dabei auf einmal alle Freude vergangen. Sie setzte den Geier auf ein Geländer, klinkte die Thür auf und trat in den engen Flur. An dessen Ende stand die kleine Küche offen, wo ein knisterndes Reifigfeuer auf dem Herde qualmte. Es wirthschaftete Jemand in der Küche herum. Das war gewiß die Luckard, und klopfenden Herzens trat Wally hinein.

Die Bas stand am Herd und schnitt sich Brod zur Suppe ein; weiter war Niemand da.

„Ach, mei Gott, die Stromminger Wally!“ schrie die Alte und ließ vor Staunen das Messer in die Schüssel fallen — „oh mein Gott — wie Schad!“

„Wo ist die Luckard?“ frug Wally.

„O mein Gott und Vater, wärst nur drei Täg früher komme — gestern hab'n mer s' begraben!“ klagte die Bas.

Wally lehnte sich mit geschlossenen Augen stumm an den Thürpfosten, kein Laut verrieth, was in ihr vorging.

„Ah, des is e Schad,“ fuhr die Alte redselig fort, „die Luckard hat g'meint, sie könnt' nit sterben, wenn sie Dich nit noch g'seh'n hätt' — und Du bist

au in die Karten immer daher g'standen, und Tag und Nacht hat's gehorcht, ob D' nit kimmst. Und wie s' nachher 'n Tod g'spürt hat, da hat s' g'sagt: „Jetzt muß I doch sterb'n und hab' des Kind nimmer g'seh'n!“ Und da hab' I ihr noch omal ihre Karten geb'n müß'n und da hat s' noch im Todeskampf die Karten für Dich leg'n wollen, aber 's is nimmer 'gange, die Händ' hab'n ihr zittert auf der Bettdecken, über amol sagt s' „I sieh nix mehr“ — und streckt sich und hat ausg'schnauft.“

Wally schlug die Hände vor's Gesicht — aber noch immer kam kein Wort über ihre Lippen. „Kumm eini in d' Stuben,“ sagte die Alte gutmüthig. „I hab' gar nimmer 'nein mög'n, seits mer die Luckard 'naus tragen hab'n. I bin au immer so alleinig, und da war I so froh, wie die Bas kimmma is und hat g'sagt, sie wollt jetzt bei mir bleiben. I hab's bald g'merkt, daß s' die Schand' nit lang' überlebt. Sie hat's alleweil auf'm Magen g'habt und fast gar nix mehr essen könnt und ganze Nacht' hab' I s' weine g'hört, — da is sie halt immer schwächer und kränker wor'n — bis s' g'storben is.“

Die Alte hatte das Zimmer geöffnet, in das Wally vorher geblickt, und sie traten ein. Ein Schwarm herbstmatter Fliegen summt verfürrt auf. In der Ecke stand Luckard's altes Spinnrädchen steif

und still, und das leere abgezogene Bett schaute sie so traurig an.

Aus einem Wandkästchen, auf dem die schwarze Muttergottes von Altenötting gemalt war, nahm die Bas ein vergriffenes Spiel deutscher Karten. „Da, schau', das G'spiel hab' I Dir aufg'hoben, I hab' ja g'wußt, daß D' kimmst, 's hat alleweil in die Karten g'standen. Das san wahre Hexenkarten, und so an G'spiel, wo der Todeschweiß von an G'storbenen d'ran hangt, des is doppelt guat. I woak nit, was Dir für a Ung'mach g'schicht, aber die Luckard hat alleweil 'n Kopf g'schüttelt und gar der-schrocken d'reing'schaut. G'sagt hat s' mir nit, was s' g'sehen hat, aber Gut's muß 's nix g'wesen sein.“

Sie gab Wally die Karten, diese nahm sie still und steckte sie in die Tasche. Die Bas wunderte sich, daß ihr der Tod Luckard's so wenig nahe ging, daß sie so ruhig war und nicht einmal eine Thräne vergoß. „I muß 'naus. I hab mei Bannadel-suppen am Feuer,“ sagte sie, „gelt, Du machst bei mir Mittag?“

„Ja, ja,“ sagte Wally dumpf, „geht nur Bas, und laßt mich a Bissel ausruh'n, I bin gar g'sprunge vom Hochjoch 'runter.“

Die Alte ging kopfschüttelnd hinaus: „Wenn die Luckard des g'wußt hätt', was des für a hart-herzig's Ding is!“

Raum war Wally allein, da verriegelte sie

hinter der Was die Thür und sank vor dem leeren Bett auf die Kniee. Sie zog die Karten aus der Tasche, legte sie vor sich hin und faltete die Hände darüber wie über eine Reliquie. „Oh, oh,“ schrie sie nun plötzlich in ausbrechendem Schmerz, „Du hast sterben müssen und I war nit bei Dir! Und Du hast mir bei Lebtag nir als Lieb's und Gut's 'than — und I — I hab' Dir's nie g'lohnt. Luckard, alte liebe Luckard — hörst denn nit? Jetzt bin I ja da — und jetzt is 's z'spät! Sie hab'n mich aber au droben g'lasst, so lang' wie mer kein'n Viehbuß droben laßt — aus Bosheit, daß I no recht frieren und mürb werden sollt'. Und zwei Stückeln Vieh hat's mich scho 'kost, und Dich au derzu, Du arme, brave Magd!“

Plötzlich sprang sie auf und die rothgeweinten Augen leuchteten fieberhaft; sie ballte krampfhaft die braunen Fäuste: „Aber wartet nur, Ihr da drüben — Ihr Schinder, wann I komm'! I will Euch lehren, unschuldige, hilflose Leut' von Haus und Hof jagen. So wahr Gott lebt, Luckard, Du sollst's hören in Dei Grab 'nein, wie I für Dich einsteht!“

Ihr Auge fiel auf den Christus über dem Bett der Todten. „Und Du, Du laßt auch Alles geh'n wie's geht — und hilfst Rein'm, wenn er sich nit selber hilft,“ grollte sie im Ungeßüm ihres Schmerzes zu dem stillen, geduldigen Gott empor, den sie nimmer verstehen konnte. Sie war furchtbar in ihrem

gerechten Jorn. Alles, was von der unbeugsamen Natur des Vaters in ihr lag, hatte sich dort oben in der Wildniß fessellos entfaltet und das edle, große Herz, das nur die reinsten Impulse kannte, trieb, ohne es zu ahnen, verderblich siedendes Blut durch ihre Adern.

Sie raffte ihre Heiligthümer zusammen, die Karten, worauf der Finger der Sterbenden mit Todesschweiß die letzte Liebesbotschaft geschrieben; dann trat sie hinaus und ging in die Küche zur Bas.

„Ich will jetzt wieder weiter geh'n, Bas,“ sagte sie gefaßter. „I bitt' Euch nur, sagt mir, wie denn Alles ganga is mit der LuCARD und dem Höchsbauer,“ — sie nannte ihn nicht mehr ‚Vater‘. —

Die Bas hatte eben die Suppe in eine hölzerne Schüssel angerichtet und nöthigte Wally, mitzueffen. „Weißt“, sagte sie, während Wally aß, „der Vincenz, der versteht's gar guat mit Dei'm Vater und hat 'm völlig 's Neujahr abg'wonnen. Der Stromminger hat seit dem Sommer 'n offene Fuuß und kann nit laufen. Da hockt der Vincenz alle Abend bei 'm und vertreibt 'm die Zeit mit Kartenspielen und laßt 'n alleweil g'winne — er denkt, er kriegt's doch amol wieder, wann er Dich kriegt! Der Alte kann schier gar nimmer leben ohne den Vincenz, und so hat er ihm halt z'nach und z'nach die ganze Aufsicht übergeb'n, weil er mit sei'm kranken Fuuß nimmer selber

nachgeh'n kann. Jetzt meint der Vincenz, der Höchsthof g'hört ihm scho halber, und wirthschaft't d'rauf rum, wie er mag. Da san halt die Händel mit der Luckard an'gange, denn die Luckard, die hat halt immer nach 'm Rechten sehen woll'n, wie sie's g'wohnt war, und der Vincenz hat ihr Alles aus die Händ' g'nomme und sie hat gar nix mehr sag'n dürf'n. Nachher wie er g'feh'n hat, daß sich die Luckard gar abhärmt, da hat er amol zu ihr g'sagt, er woll' sie scho wirthschaften lassen, wie wenn sie die Bäuerin wär' und er woll' au a Aug' zudrucken, wenn s' sich auf d' Seit' brächt', so viel s' möcht', wenn sie 'm nur helfen wollt', daß er Dich krieget, denn er wiss' scho, daß s' Alles über Dich vermöcht'. — Und da is halt die Luckard grob wor'n: Sie hab' ihr Lebtag nix g'stohlen, sagt s', und werd's au jetzt auf ihre alten Täg' nit anfangen — sie woll' nix, als was s' sich ehrlich verdienet, und an Mann, der ihr so was Schlecht's nachsehen thät', den thät' sie der Wally scho gar nit recomodiren, hat s' g'sagt. Was thuet der Ruach? Geht hin zum Stromminger und verklagt die Bas. Er hab' sich jetzt überzeugt, sagt er, daß 's nur die Luckard sei, die Dich gegen ihn und Dein' Vatern aufg'stift hätt'. Und sie sei Schuld an Dei'm Ung'horfam, hat er g'sagt, weil sie's Heft in der Hand b'halten wollt'! Und so is 's halt timme. Und weißt, des hat ihr 's Herz brochen, daß ma so was von ihr 'glaubt hat, wo doch kei wahr's Wort

d'ran war, des thuet ei'm weh, wenn ei'm so Unrecht g'schicht. Gelt — sie hat nie was zu Dir g'sagt, Du sollst Dei'm Vater nit folgen?"

„Nie, nie — im Gegentheil, sie war a demüthige, b'scheidene Magd und hat in nix d'rein g'reb't, was sie nix an'gange hat,“ sagte Bally und wieder wurden ihr die brennenden Augen feucht. Sie wandte das Gesicht ab und stand auf. „B'hüet Gott, Das, I kimm scho amol wieder!“ Sie nahm ihren Stab und Hut, rief ihrem Geier und schritt rasch der Heimath zu.

VI.

Ein Tag in der Heimath.

Als Bally über den Steg zurückging, schwindelte ihr. Jetzt erst fühlte sie, wie ihr das Blut im Kopf war. Die mildere Luft hier unten erschien ihr gegen die dünne Eislust auf dem Ferner schwer und beklemmend, der Vogel, der sich bei der Bewegung des Gehens wackelnd auf ihrer Schulter festkrallte, Alles war ihr quälend, unleidlich. So kam sie endlich in ihrem heimischen Dorfe an. Sie mußte es durchschreiten, um zum letzten Haus, zum Höchsthof, zu gelangen. Alle Dörfler, die gerade mit dem Essen

fertig waren, steckten die Köpfe zum Fenster hinaus und zeigten mit den Fingern nach ihr. „Da schaut's die Geier-Wally! Hast endli 'runter dürft? Und Dein' Geier hast au wieder mitbracht, seid's nit mit einander derfrozen? Dei Alter hat di schön zappeln lass'n da droben!“ „Zeig', wie schauft aus? No braun und schüech bist wor'n wie a Schnalser Hirt!“ „Etsch, etsch! Gelt jehst bis zahm wor'n da droben — ja, ja, so geht's, wann mer sein'n Batern nit folgt!“

So regnete es schadenfrohe Redensarten um sie her, daß sie die Augen zu Boden senkte, und eine brennende Röthe der Scham und Bitterkeit bedeckte ihre Stirn. Beschimpft, verhöhnt — so zog das stolze Kind des Höchsthauern wieder in die Heimath ein. Und das Alles — warum? Ein unverföhnlicher Haß wucherte in ihr auf und das war schlimmer als Zorn, denn der Zorn kann sich beruhigen, aber der echte, aus verbittertem, mißhandeltem Herzen erwachsene Haß schlägt seine Wurzeln durch das ganze Sein, er ist eine stille fortgesetzte That ohnmächtiger Rache.

Schweigend stieg Wally die Anhöhe hinter dem Dorfe hinan, von der der Höchsthof stolz hernieder sah.

Niemand bemerkte ihre Ankunft, als der taube Klettenmaier, der unter dem Holzschuppen im Hofe Brennholz für den Wintervorrath spaltete; die Andern waren auf dem Feld.

„Grüß Di Gott!“ sagte er und küßte vor seinem Herrenkind das Köppchen.

Sie setzte ihre Bürde, den schweren Hansel, zur Erde und gab dem Alten die Hand.

„Aber gelt? die Luckard!“ sagte er.

Wally nickte.

„Ja, ja,“ fuhr er fort, ohne jedoch mit der Arbeit innezuhalten, „wenn der Vincenz 'n Haß auf Eins hat, da ruht er nit, bis er's 'naus g'schunden hat! Mich hätt' er au gern weg, weil er scho g'merkt hat, daß I zur Luckard g'halten hab, und er meint halt, wann Keiner mehr auf 'm Hof wär', der Dir hilft, nacher wärst nit so trozig. Und weil er mir sonst nix anhab'n kann, so laßt er mich die härteste Arbeit thun. Jetzt muuß I alle Tg' n' Wagen voll Holz klein machen. I kann scho bald nimmer. Weißt, I bin sechsundsiebzig Jahr' alt und heut is der dritte Tag. Aber des gerad' möcht' er, daß er nacher 'n Stromminger sagen könnt', I sei zu nix mehr z' brauchen, oder daß I von selber geht, wann I 's nimmer aushalten könnt'. Aber wo soll I no hin in mei'm Alter? I muuß es aushalten!“

Wally hatte der Rede des Alten mit düsterem Blick zugehört. Jetzt ging sie rasch in's Haus, um für den alten Mann Brod und Wein zu holen. Aber die Borrathskammer war verschlossen, ebenso der Keller. Wally ging in die Küche. Das Herz that ihr weh — hier war die eigentliche Heimath

der Luckard gewesen, sie meinte, die Alte müsse ihr entgegenkommen und fragen: „Wie is Dir's gange — was möcht'st — was kann I Dir z' Lieb thun?“ aber das war vorbei. Eine fremde, robuste Magd saß am Herd und schälte Kartoffeln.

„Wo find die Schlüssel?“ fragte Wally.

„Was für Schlüssel?“

„Zur Speis'kammer und zum Keller!“

Die Magd sah Wally frech an: „Hoho, nur staad — wer bist dann Du?“

„Das wirst Dir wohl denken können,“ sagte Wally stolz, „I bin die Haustochter!“

„Haha!“ lachte die Magd — „da mach' nur, daß D' aus der Kuchel kommst. Der Stromminger hat verboten, daß D' ihm's Haus betrittst. 'Nüber g'hörst in d'Scheuer, da is Dei Kammer, verstehst mi?“

Wally wurde bleich wie der Tod. Also so — so sollte es ihr in ihres Vaters Hause gehen? Die Wallburga Strommingerin sollte unter die letzte Magd ihres eigenen Erbhofs gestellt sein? Es war nicht nur, um sie aus der Nähe des Vaters zu verbannen, es war darauf abgesehen, sie durch entehrende Behandlung zu beugen? Und daß der Wally — der Geier-Wally, von der ihr Vater einst stolz gesagt hatte, ein Mädel, wie sie, sei mehr werth, als zehn Buben! —

„Gieb mir die Schlüssel!“ befahl sie mit starker Stimme.

„Haha — das wär' noch schöner. Der Stromminger hat g'sagt, wir soll'n Dich halten wie a Futtermagd — und von die Schlüssel is gar kei Red', I hab' die Aufsicht im Haus und geb' nix her, als was der Bauer erlaubt.“

„Die Schlüssel!“ schrie Wally in ausbrechendem Zorn, „I befehl' Dir's“

„Du hast mir gar nix z' befehl'n — weißt? I bin beim Stromminger in Dienst und nit bei Dir. Und in der Kuchel bin I Herr, verstehst? So will's der Stromminger! Und wenn der Stromminger sei eignes Kind schlechter haltet als uns Mägd — so wird er scho wissen, warum!“

Wally trat dicht vor die Dirne hin, ihre Augen flammten, um ihren Mund zuckte es — der Dirne wurde es unheimlich. Aber nur einen Augenblick kämpfte Wally, dann siegte ihr Stolz — mit der elenden Magd hatte sie nichts zu schaffen. — Sie ging hinaus. Ihre Pulse hämmerten, es flimmerte ihr vor den Augen, ihre Brust hob und senkte sich keuchend — es war zuviel, was heute über sie hereinbrach. Wie eine Nachtwandlerin schritt sie über den Hof, nahm dem alten Mann, der vor Anstrengung zitterte, das Holzbeil aus der Hand und führte ihn zu einer Bank, daß er sich ausruhe. Der Klettenmaier wehrte sich rechttschaffen, er durfte ja die Arbeit nicht aussetzen, aber Wally sagte, sie wolle für ihn arbeiten.

„So segn' Dir's Gott, Du hast a gut's Herz!“ sagte der Mann und setzte sich müde auf die Bank. Wally trat unter den Schuppen und spaltete mit wuchtigen Streichen die schweren Scheiter. So zornig schwang sie das Beil, daß es sich bei jedem Streich durch das Holz durch tief in den Hackfloß einhieb. Der Klettenmaier sah ihr verwundert zu, wie ihr's von Händen ging, besser als einem Knecht. Und er freute sich daran, er hatte ja das Kind auch seit seiner Geburt so aufwachsen sehen und hatte es gern in seiner Art. Da sah Wally von Weitem die verhasste Gestalt des Vincenz kommen und hielt unwillkürlich mit der Arbeit inne. Vincenz sah sie nicht. Er kam hinter dem Klettenmaier her und stand plötzlich dicht vor dem Erschrockenen. Wally beobachtete ihn drin im Schuppen. Er packte den Knecht beim Wamms und riß ihn in die Höhe: „Holla!“ schrie er ihm in's Ohr, „is des g'arbeit't? Du fauler Troddel Du — so oft I komm', sitz'st 'rum und thust nix — jetzt hab I 's g'nug! I will Dir Füaß mach'n!“ Und er gab ihm mit dem Knie einen Stoß, daß der zittrige alte Mann weit hin auf das Steinpflaster des Hofes fiel.

„O Bauer, helfst mir auf,“ bat der Knecht; aber Vincenz hatte einen Prügel ergriffen und holte aus: „Wart nur — Du sollst glei sehen, wie ma fauli Knecht' aufhilft!“ In diesem Augenblick spürte Vincenz einen Schlag auf den Kopf, daß er laut auf-

schrie und zurücktaumelte. „Jesus, was is des!“
lachte er und sank auf die Bank.

„Des is die Geier-Wally!“ antwortete ihm eine vor Grimm bebende Stimme, und Wally stand vor ihm, das Holzbeil in der Hand, mit bleichen Lippen und stieren Augen, nach Luft ringend, als ersticke sie der Schlag ihres wildpochenden Herzens. „Hast's g'spürt?“ stieß sie mit langen Unterbrechungen athemlos heraus — „hast's g'spürt, wie's thut, wenn ma Schläg' kriegt? I will Dich lehren mein'n alten, treuen Knecht schinden. Die Luckard hast mir scho unter'n Boden 'bracht und jetzt willst's mit dem armen Klettenmaier au so machen? Nein, eh' I so 'n Unfug leid', steck' I mei eigen's Erbgut in Brand und räuchr' Dich 'naus, wie ma d' Fuchs ausbrennt!“ Sie hatte während dessen dem Klettenmaier aufgeholfen und führte ihn zur Scheuer: „Geh' 'nein, Klettenmaier, und erhol' Dich,“ befahl sie ihm. „I will's!“

Klettenmaier gehorchte, er fühlte, daß sie in diesem Augenblick Herr war. Aber unter der Thür machte er sich von ihr los und sagte kopfschüttelnd: „Geh', Wally — das hätt'ft nit thun soll'n, — geh', schau' nach 'm Vincenz, I mein', Du hast'n schwer 'troffen.“

Sie ließ den Alten und trat wieder hinaus. Vincenz war ganz still. Sie warf einen scheuen Blick auf ihn. Er hatte das Bewußtsein verloren

und lag ausgestreckt auf der Bank; das Blut tropfte ihm vom Kopf herab in den Sand. Rasch entschlossen ging Wally in die Küche und rief der Magd zu: „Komm' 'raus, bring' Essig und a Tüchel und hilf mir.“

„Hast schon wieder was z' kommedir'n?“ lachte die Dirn' laut auf, ohne sich vom Fleck zu rühren.

„'s is nit für mich,“ sagte Wally mit einem unheimlich bösen Blick und nahm selbst die Essigflasche vom Sims — „der Vincenz liegt draußen — I hab' ihn g'schlagen.“

„Jesus Maria!“ kreischte die Magd auf — und statt dem Vincenz zu Hülfe zu eilen, rannte sie in Haus und Hof herum und schrie: „Zu Hülf', die Wally hat'n Vincenz derschlag'n!“

Von allen Seiten widerhallte der Schreckensruf und klang weiter bis in's Dorf und Alles lief zusammen.

Wally hatte indessen den Klettenmaier zum Beistand geholt und wusch den Ohnmächtigen mit Essig und Wasser. Sie begriff nicht, wie die Wunde so schlimm sein konnte. Sie hatte nicht mit der Schärfe, nur mit der Rückseite des Beils geschlagen, aber der Streich war mit einer Kraft geführt, von der sie selbst nichts wußte. Der so lang verhaltene Grimm in ihr hatte sich in dem einen Schlag entladen, daß es schmetterte wie vorher beim Holzspalten.

„Was is da g'sch'eh'n?“ dröhnte eine Stimme

Wally in's Ohr, bei der ihr das Blut stockte — ihr Vater hatte sich am Krückstock herausgeschleppt. „Was is da g'scheh'n?“ tönte es aus zwanzig, dreißig Kehlen nach einander, und der Hof füllte sich mit Menschen.

Wally schwieg.

Ein dumpfes Summen entstand um sie her, Alles drängte sich heran, betastete, beschaute den Leblosen. „Is er todt? — muß er sterben?“

„Wie is das gange?“

„Hat's die Wally 'than?“ scholl es herüber und hinüber.

Sie stand da, als höre und sehe sie nicht, und legte dem Verwundeten einen Verband an.

„Kannst nit reden mehr?“ donnerte sie jetzt ihr Vater an. „Wally, was hast g'macht?“

„Zhr seht's ja!“ war die kurze Antwort.

„Sie g'steht's ein!“ schrien Alle wild durcheinander, „Jesus, die Frechheit!“

„Du Galgenbrut Du!“ schrie Stromminger. „So kommst von da droben 'runter in's Vaterhaus?“

Wally lachte bei dem Worte „Vaterhaus“ laut auf und sah ihn mit einem durchbohrenden Blick an.

„Lach au noch!“ schrie Stromminger. „I hab' g'meint, Du sollst Dich bessern da droben und jetzt bist kaum a Viertelstund' z' Haus, jetzt stellst schon wieder Unheil an?“

„Jetzt regt er sich,“ rief eins der Weiber, „er lebt noch!“

„Tragt ihn in's Haus und legt ihn auf mei Bett!“ befahl Stromminger und machte Platz an der Rükenthür, wo er lehnte. Zwei Männer hoben Vincenz auf und trugen ihn hinein.

„Wenn mer nur'n Doctor hätten!“ jammerten die Weiber und folgten dem Kranken in die Stube nach.

„Hätten mer nur die Luckard noch, da brauchten mer kein'n Doctor,“ meinten ein paar Männer, „die hat für Alles was g'wußt.“

„So soll man sie holen,“ befahl Stromminger — „auf der Stell' soll sie kommen!“

„Wieder schlug Wally eine Lache auf: „Ja, die Luckard, gelt, Stromminger, jetzt möcht'st sie wieder haben? Jetzt holt sie Euch auf 'm Gott'sacker!“

Die Leute schauten sie betroffen an — „Iß sie todt?“ frug Stromminger.

„Ja, vor drei Tagen is sie g'storb'n; das Herzeleid hat sie um'bracht, daß Ihr ihr an'than habt. Siehst, Stromminger, des g'schieht Dir recht — und wenn der da drin stirbt, weil Niemand da is, der was vom Curiren versteht, so g'schieht's ihm au recht — des hat er an der Luckard verdient!“

Jetzt erhob sich ein Tumult — es war zu arg! „Nach so einer Uebelthat au noch so reden und sagen, 's geschäh ihm recht, statt daß sie reuen sollt! Da

is ja kei Mensch seines Lebens mehr sicher! Und der Stromminger steht dabei und laßt sie reden und sagt kei Wort? Des is a schöner Vater!" So ging es hin und her, während Wally mit untergeschlagenen Armen trotzig unter der Rükenthür stand und auf Stromminger blickte, der von ihrem Vorwurf unwillkürlich betroffen war. Jetzt aber kam ihm die Wuth doppelt und sich auf seinem Krückstock aufrichtend rief er in die Menge: „I will Euch zeigen, was I für a Vater bin. Packt sie und bindet sie.“

„Ja, ja,“ schrien die Leute durcheinander, „bindet sie, so eine gehört hinter Schloß und Riegel — auf's G'richt muß sie — die Mörderin!“

Wally stieß einen dumpfen Schrei aus bei dem Wort „Mörderin“ und wich in die Küche zurück.

„Nein!“ schrie Stromminger, „auf's G'richt laß I mei Tochter nit schleppen — meint Ihr, I will die Schmach erleben, daß dem Höchstbauer sein Kind in's Buchthaus kommt? Kennt ihr den Stromminger nimmer? Brauch' I 'n G'richtshof um a ung'rathe-nes Kind zu züchtigen? Der Stromminger is sich selber Mann's g'nug, und auf mei'm Grund und Boden bin I mei eigene G'richtsbarkeit! I will Euch scho zeigen, wer der Stromminger is, wenn I au lahm bin. In'n Keller sperr' I sie und laß sie nit eher 'raus, als bis ihr der Troß 'brochen is und sie mir vor Euch Allen auf die Knie nachrutscht!“

Ihr habt's Alle g'hört, und wenn I nit Wort halt', so könnt's mich 'n Hundsfott heißen!"

"Heiliger Gott, hast denn kei Einsehen mehr?" schrie Wally auf. "Nein, nein, Vater, nit einsperren! Um Gottes Willen nit einsperren! — Sagt's mich fort, schickt's mich 'nauf auf'n Murzoll und laßt mich droben einschneien! — Verhungern will I, berfrieren will I — aber unter freiem Himmel! — Wann's mich einsperrt, giebt's a Unglück!"

"Aha, möcht'st wieder 'naus, a Landstreicherin wer'n, des g'fiel Dir besser? Nix da! I war bis jezt nur z' schwach gegen Dich: Du bleibst hinter Schloß und Riegel, bis D' mich und den Vincenz auf die Kniee um Verzeihung bitt'ft."

"Vater, des hilft bei mir nix — eh' I des thät, eher wollt' I im Keller vermodern, des könntet's scho selber wissen. Laßt's mich fort, Vater, oder — I sag's Euch noch amal, 's giebt a Unglück!"

"Setz is g'nug g'schwächt — wie steht's Ihr da? Was b'fimmt's Euch? Soll I ihr selber nachspringe mit mei'm lahme Fuuß? Pakt sie — aber fest, — denn was a Strommingerbluat is, des zwingt noch Eurer Behne! Halt'ts Euch dran!"

Die Burschen, gereizt durch diesen Spott, drangen in die Küche ein: "Die woll'n mer glei hab'n!" höhnten sie.

Aber Wally sprang mit einem Satz an den Herd und riß brennende Scheite aus dem Feuer:

„Dem Ersten, der mich anrührt, verseng' I Haut und Haar!“ schrie sie und stand da wie der Erzengel mit dem Flammenschwert.

Alle wichen zurück.

„Schamt's Euch!“ schrie Stromminger, „Ihr Alle miteinander werd't doch das eine Madel zwingen? Schlagt's ihr die Bränd' mit Stecken aus der Hand,“ befahl er fiebernd vor Zorn, denn jetzt war es Ehrensache für ihn, vor dem ganzen Dorf seiner Tochter Herr zu werden. Einige liefen und holten Stöcke — es war eine Jagd wie auf ein reißendes Thier, und zum reißenden Thier war auch Wally geworden. Die Augen blutunterlaufen, den Angstschweiß auf der Stirn, die weißen Zähne zusammenknirschend, so wehrte sie sich gegen die Meute, wehrte sich, ohne zu denken und zu überlegen, wie die Thiere der Wildniß, um ihre Freiheit — ihr Lebenselement. Jetzt schlugen sie mit Stöcken nach den Bränden in ihrer Hand — ihrer einzigen Waffe — da schleuderte sie die Brände in die Menge hinein, daß diese schreiend auseinander wich, und immer neue riß sie aus dem Herd und warf sie wie feurige Geschosse den Angreifern an den Kopf. Der Aufruhr wuchs.

„Wasser her!“ schrie Stromminger, „holt doch Wasser, löscht ihr 's Feuer aus!“

Das war das Letzte; geschah dies, so war Wally verloren. Ein Augenblick und das Wasser war da — Verzweiflung faßte das Mädchen. Da kam ihr ein

Gedanke — ein furchtbarer, verzweifelter Gedanke — aber da war keine Zeit zum Erwägen, der Gedanke war That, eh' er ausgedacht — und ein brennendes Scheit in der Hand schwingend, stürzte sie sich pfeilschnell durch die Meute hinaus auf den Hof und schleuderte den Brand mit gewaltigem Wurf auf den offenen Heuboden mitten in das Heu und Stroh hinein.

Ein Schrei des Entsetzens!

„Jetzt löscht!“ schrie Wally und flog über den Hof und zum Thore hinaus und weiter und weiter, indessen Alles auf dem Hof heulend und tobend zum Löschen eilte, denn schon schlug die Lohe wirbelnd durch das Dach.

Mit der aufsteigenden Rauchsäule hob sich kreisend ein dunkler Gegenstand vom Dach empor, wie aus den Flammen geboren, kreiste ein paar mal hoch in der Luft darüber hin und flog dann der Richtung zu, die Wally genommen.

Wally hörte Geräusch hinter sich — sie glaubte, es seien die Verfolger, sie lief blindlings weiter. Es war Nacht geworden, aber es wollte nicht dunkel werden — ein heller Schein zitterte um sie her, daß man sie weithin sehen mußte. Sie stieg eine schroffe Felskante hinan, von der sie den Weg überblicken konnte, — aber nun sah sie, daß ihr Verfolger durch die Luft kam. — Sie hatte erreicht, was sie gewollt, Niemand dachte mehr daran, ihr nachzulaufen! den

Hof zu retten, war dringendere Arbeit, und alle Hände halfen dabei. Jetzt hatte der Geier sie eingeholt und prallte im Schuß an sie an, daß er sie fast vom Felsen stieß. Sie drückte das Thier an die Brust und sank erschöpft zu Boden. Mit verschwommenem Blick schaute sie in den Feuerschein, der fern aufleuchtete und von den dunkeln Bergeshäuptern ringsum widerstrahlte. Mit gluthrothem, zornigem Angesicht schaute ihre That sie an, drohend, überwältigend. Von allen Kirchthürmen aus den Ortschaften klang dumpfes Sturmgeläut herüber und die Glocken summten ganz deutlich: „Mordbrenner, Mordbrenner!“ Aber das furchtbare Lied sang ihr Bewußtsein in Schlaf — eine Ohnmacht breitete wohlthätige Schleier über die gehegte Seele aus.

VII.

Hartes Holz.

Tiefe Nacht umgab Wally, als sie die Augen wieder aufschlug; erloschen war der Feuerschein, verstummt das Geläut, in der Schlucht tief unten donnerte eintönig die Ache und über ihrem Haupte stand hoch am Himmel ein Stern. Sie blickte zu ihm auf, lange regungslos auf dem Rücken liegend, und er

schaute auf sie herab wie ein Blick der Verzeihung. Eine wunderbare Tröstung wehte durch die Nacht. Ueber die fiebernde Stirn strich kühlend der Wind und sie richtete sich auf und begann ihre Gedanken zu sammeln. Es konnte nicht spät sein, der Mond war noch nicht aufgegangen. Das Feuer war also rasch gelöscht. Es mußte ja auch so sein, wo Alle dabei waren und augenblicklich helfen konnten, wie hätte da ein Brand um sich greifen können! Sie wußte nicht, wie ihr war — sie prüfte sich bis auf den Grund ihrer Seele und sie konnte sich nicht schuldig fühlen. Sie hatte es ja nur gethan aus Nothwehr, um die Verfolger von sich abzuhalten, indem sie ihnen etwas anderes zu thun gab! Sie wußte wohl, daß man sie nun „Nordbrennerin“ nennen werde — aber war sie's? Sie erhob den Blick zu dem Stern über ihr. Es war, als spräche sie sich jetzt zum erstenmal ganz allein mit dem lieben Gott aus, und was er ihr sagte, war Veröhnung. Friedlich schaute der reine Nachthimmel auf sie nieder, diesem Himmel zu lieb hatte sie's ja gethan. Nur unter dieser hochgewölbten Sternentuppel hatte ihre Brust Raum zu athmen; gefangen liegen im dumpfen Keller ohne Luft, ohne Licht, Wochen, Monate lang, bis sie in das Haus des verhassten Werbers flüchten würde und zu Spott und Schande vor ihrem Vater auf den Knien öffentlich Buße thun — das war mehr als der Tod, das war eine Unmöglichkeit!

Das Mädchen, das sechs Monate lang mutterseelenallein in der rauhen Herberg der Ferner zu Gaste war, das mit den wilden Gesellen, die dort haufen, dem Sturm, dem Hagel und Regen, die Nächte durchwacht, dessen Stirn das Feuer des Himmels geküßt, bevor es zur Erde niederzückte, das hoch in den Wolken der Donner in seiner ganzen Furchtbarkeit umtoßt, bevor er seine Kraft in den Lüften zentheilte, das Mädchen, das fast täglich sein Leben eingesetzt, wenn es über abgrundtiefe Felspalten wegsprang, um eine verstiegene Geis zu retten, — das Mädchen konnte sich nicht mehr fügen in die Begriffe und die Tyrannei des kleinen Sinns, konnte sich nicht knebeln lassen wie ein Thier, mußte sich wehren auf Leben und Tod. Die Menschen hatten kein Recht mehr an sie — sie hatten sie hinausgestoßen und zur Gefährten der Elemente gemacht; was Wunder, daß sie einen der wilden Gefährten — das Feuer — zu Hülfe rief in dem Kampfe gegen die Menschen?

Sie konnte sich das Alles nicht klar machen, sie hatte nicht gelernt, über sich selbst nachzudenken, sie wußte nicht warum? aber sie fühlte, daß Gott nicht mit ihr rechtete, daß er von seiner Höhe herab mit einem andern Maß messe als die Menschen, war ja auch ihr von ihrem Ferner herab alles so klein erschienen, was sie in der Tiefe für groß gehalten — wie mußte es erst ihm sein da droben im Himmel?! —

Gott allein verstand sie — mochten sie die da unten für eine Verbrecherin halten — Gott sprach sie frei.

Da erhob sie sich und schüttelte die Last von der Seele und war wieder die Alte, rüstig und zuversichtlich, stark und frei.

„Setz Hansel — was fangen wir an?“ fragte sie den Geier, mit dem sie sich in Ermangelung jeder Ansprache laut zu reden gewöhnt hatte. Hansel stellte eben irgend einem nächtlichen Gewürm nach, erwischte es und verschlang es. „Du hast Recht,“ sagte Wally, „unser Brot müssen wir suchen. Du hast's guat, Du find'st 's überall, aber I?“ Plötzlich wurde Hansel unruhig, flog auf und spähte nach etwas in der Ferne.

Da fiel es Wally ein, daß man sie nun, da das Feuer gelöscht sei, suchen könne und sie weiter müsse, so schnell als möglich. Aber wohin? Ihr erster Gedanke war Sölden! Aber das Blut stieg ihr in's Gesicht — konnte da nicht der Joseph denken, sie ließe ihm nach? Und sollte er sie in der Schmach und Schande sehen, arm, von zu Haus entlaufen, verpönt und verschrien als „Brandstifterin“?

Nein, so sollte er sie nicht sehen, er am wenigsten, lieber laufen, soweit der Himmel blau!

Und ohne sich weiter zu besinnen, nahm sie den Geier auf die Schulter — das einzige Hab' und Gut, das sie beschwerte — und ging der Richtung

zu, von der sie am Morgen gekommen — nach Heiligkreuz.

Zwei Stunden war sie gegangen, ihre Füße waren wund und sie war zum Tod erschöpft, da tauchte der Thurm von Heiligkreuz in der Dunkelheit vor ihr auf, und wie das Licht in einem Leuchtturm, schimmerte durch die offene Glockenstube der aufgehende Mond und zeigte der ziellosen Wanderin Richtung.

Laumehnd vor Müdigkeit schleppte sie sich durch das schlafende Dorf der Kirche zu. Dann und wann schlug ein Hund an, wo sie mit leisem Fuß vorüberschritt. Wer sie jetzt erwischte, der mußte sie für eine Diebin halten. Sie zitterte, als wäre sie's wirklich. Was war aus der stolzen Stromminger-Wally geworden!

Hinter der Kirche war das Pfarrhaus. Neben der Thür stand eine hölzerne Bank und von den kleinen Fenstern hing das Gestrüpp abgeblühter Bergnelken aus den hölzernen Kästchen darauf nieder. Hier wollte Wally den Tag abwarten, der Pfarrer werde sie doch wenigstens vor Mißhandlung schützen. Sie legte sich auf die Bank, den Hansel setzte sie auf die Lehne zu ihren Häupten, und nach wenig Augenblicken forderte die Natur ihr Recht, sie schlief ein. —

„Herr meines Lebens, was ist mir da für ein Findling bescheert!“ klang es Wally in's Ohr, und

als sie die Augen aufschlug, war es heller Tag und niemand Anderes, als der Herr Curator selbst, stand vor ihr.

„Gelobt sei Jesus Christus,“ stammelte Wally verlegen und fuhr mit den Beinen von der Bank herunter.

„In Ewigkeit, Amen! Mein Kind — wie kommst Du hierher, wer bist Du — und was ist das für ein seltsamer Begleiter, den Du da bei Dir hast, — man könnte sich fast fürchten?“ sagte der geistliche Herr freundlich lächelnd.

„Hochwürdig Gnaden,“ sagte Wally einfach, „I hab' was Schwer's auf'm G'wissen und möcht' Ihne gern beichten! I heiß' Wallburg und g'hör 'm Stromminger vom Höchsthof auf der Sonnenplatten. I bin d'heim davon g'laufen. Wisset's — I hab' Händel g'habt mit 'm Gellner-Vincenz und hab'm a Loch in 'n Kopf g'schlag'n und dann hab I mein'm Vater a Scheuer an'zünd't — —!“

Der Pfarrer schlug die Hände zusammen: „Gott steh' uns bei — was für Geschichten. So jung und schon so böß!“

„Hochwürden — I bin sonst nit böß, g'wiß nit — I kann keiner Fliegen nit z' Leid thun — aber sie hab'n mir's darnach g'macht!“ sagte Wally und schaute den Curator mit ihren großen, ehrlichen Augen an, daß er ihr glauben mußte, er mochte wollen oder nicht. „Komm' herein,“ sagte er, „und

erzähl' mir, aber das Ungethüm laß' draußen"; er meinte den Geier. Wally schwang den Geier in die Luft, daß er auf das Dach flog, und folgte dem Herrn in das kleine Haus. Er ließ sie in die Stube treten.

Da war es gar still und friedlich. Im Kofen stand eine rohe hölzerne Bettstelle mit zwei gemalten flammenden Herzen, die für den Herrn Curator die Herzen unseres Heilands und der Jungfrau Maria bedeuteten. Ueber dem Bett war ein Weihwasserkeffelchen von Porzellan und ein Brett mit Erbauungsbüchern. Im Zimmer waren noch mehrere Schäfte mit anderen Büchern und ein altes Schreibpult, eine braune Holzbank hinter einem großen, schweren Tisch, einige Holzstühle, ein Betschemel unter einem großen Crucifix mit einem Kranz von Edelweiß und ein paar bunte Lithographien des Papstes und verschiedener Heiligen. Von der Decke herab hing ein Käfig mit einem Kreuzschnabel. Eine uralte Commode mit messingenen Löwenköpfen, welche Ringe zum Aufziehen der schweren Schubladen im Maule hatten, bildete das Prachtstück. Auf dieser Commode waren allerhand schöne Dinge. Ein Heiligenschrein mit einem geschnittenen Heiligen, ein Glaskästchen mit einem wächsernen Christuskind in rothseidener Wiege, ein gläsernes Spinnrädchen und ein vergilbter künstlicher Blumenstrauß der Art, wie sie in den Klöstern gemacht werden, in einer gelben Vase, unter einer

Glasglocke. Ein Schächtelchen mit kleinen bunten Muscheln. Ein winziges Bergwerk in einer Flasche und als Mittelstück ein Krippchen aus Moos und funkelnnden Glimmersteinchen mit fein geschnittenen Thier- und Menschenfigürchen. Auch an einigen schönen Tassen und Kannen fehlte es nicht neben den heiligen Gegenständen, und den Schlußstein bildeten rechts und links von der Geburt Christi zwei krySTALLENE Salzfüßchen. Und das Alles so sauber gehalten, als gäbe es keinen Staub auf der Welt. Diese Commode mit den verschiedenen kunstreichen Dingen war der kindliche Altar, den der einsame Priester sechstausend Fuß hoch über dem Meere und über der modernen Cultur dem Gott der Schönheit errichtet hatte. Hier stand er wohl manchmal, wenn draußen der Schnee wirbelte und der Sturm an dem hölzernen Häuschen rüttelte, und blickte sinnend in die kleine niedliche gedrechselte Welt hinein, schüttelte lächelnd das Haupt und sagte: „Was doch die Menschen nicht Alles machen!“

Ganz dasselbe dachte Wally, als ihr Blick im Vorbeigehen schüchtern über die wunderhaften Säckelchen glitt. Wie reich auch ihr Vater war, solche Dinge hatten sich nie in sein Haus verirrt, was hätten auch die plumpen Bauern damit anfangen sollen? In ihrem ganzen Leben hatte sie so etwas nicht gesehen, sie, der schon ein Spinnrad neben ihren Sensen und Heugabeln als der Inbegriff aller Bier-

lichkeit erschien! Es war ihr ordentlich zu Muth, als könne sie sich in diesem Stübchen nicht regen, ohne etwas zu zerbrechen, und als müsse sie hier ganz besonders manierlich sein. Sie wollte unwillkürlich an der Thür die schweren, eisenbeschlagenen Bergschuhe ausziehen, um die glatten, weißgeschuerten Dielen nicht zu verderben, aber der Herr Curator litt es nicht, und so trat sie denn so leise auf, als sie nur konnte, und setzte sich geziemend auf das äußerste Ende der Bank, die ihr der Herr anbot. Der Geistliche ließ sein freundliches, klares Auge beobachtend auf ihr ruhen und sah, daß sie den erstaunten Blick nicht von den Zierrathen auf der Commode abwenden konnte. Der alte Herr war ein Menschenkenner. „Du möchtest Dir wohl erst meine hübschen Säckelchen ansehen? Thu' es, mein Kind — Du hast sonst keine rechte Sammlung für die ernstern Dinge, die wir besprechen wollen.“

Und er führte Wally zu der geheimnißvollen Commode und erklärte ihr Alles und erzählte ihr, wo er es her habe.

Wally traute sich nicht zu sprechen und sah und hörte voll Ehrerbietung. Als sie bei der Krippe als dem Besten und Letzten angekommen waren, sagte der Herr Curator: „Siehst Du, das ist Jerusalem da hinten, und das sind die heiligen drei Könige, die zum Christuskind wallfahrten — schau, das ist der Stern, der sie führt, und da — da liegt das

Kindlein in der Krippe und ahnt es noch nicht, daß es geboren ist, um zu leiden für die Sünden der Welt. Denn es kann noch nicht denken und hat keine Erinnerung mit herüber genommen aus seiner himmlischen Heimath, dieweil der Gottessohn eben nun ein rechtes Menschenkind werden mußte, wie jedes andere, — sonst hätten ja die Menschen sagen können, das sei keine Kunst, so gut und geduldig zu sein wie Jesus Christus, wenn man Gottes Sohn sei und göttliche Kraft habe, und einem solchen Vorbild könne man nicht nachahmen, wenn man ein gewöhnlicher Mensch sei. Sie sagen das auch leider jetzt noch oft genug und sündigen fort darauf hin!" Wally schaute das nette, nackte Kindlein an mit seiner Goldpapier=Glorie, wie es so geduldig darin lag, und hörte die Worte des Pfarrers, und wie sie sich den strengen, finstern „Herrgott am Kreuz“ als arnes, hülfloses, zum Leiden geborenes Menschenkind dachte — da erbarmte sie seiner und es that ihr leid, daß sie gestern an dem Todtenbett der Luckard „so grob“ mit dem armen Gekreuzigten gewesen war. „Aber warum hat er sich an Alles g'fallen lassen?“ sagte sie unwillkürlich mehr zu sich selbst, als zu dem hochwürdigen Herrn.

„Weil er den Menschen zeigen wollte, daß man nicht Böses mit Bösem vergelten und sich nicht rächen soll, denn Gott hat gesprochen: „Mein ist die Rache!“ Wally wurde roth und schlug die Augen nieder.

„Jetzt komm', mein Kind,“ sagte der kluge Mann, „und leg' Deine Beichte ab!“

„Des wird kurz bei'and' sein, Hochwürden,“ sagte Wally. Und ehrlich, wie sie stets gewesen, erzählte sie ohne jede Beschönigung, wenn auch mit schüchtern gedämpfter Stimme, wie Alles gegangen, und bald war dem Beichtiger der ganze Zusammenhang klar. Ein gewaltiges Lebensbild hatte sich, mit groben Zügen hingeworfen, vor ihm entrollt, und ihn jammerte des edlen jungen Bluts, das da zwischen schroffen Felsspitzen und schroffen Menschen verwilderte!

Lange saß er still und blickte sinnend vor sich hin, als Wally geendet hatte. Sein Blick haftete an einem alten zerlesenen Buch auf seinem Bücher-schaf an der Wand; ein Fremder, den er gastlich aufgenommen, hatte es ihm geschenkt. Auf dem Einband stand mit Golddruck: das Nibelungen-Lied. —

„Herr Pfarrer,“ sagte Wally, die das Nachdenkliche in seinen Zügen für den Ausdruck des Vorwurfs hielt, „'s is halt au z' viel z'samm' komm'n, I hab' halt g'rad noch den Zorn weg'n der arme Luckard im Leib g'habt und da schlägt der au noch den Klettenmaier! Schaut's, I hab' den alten Mann nit schlagen sehen könne, um Alles nit, und wann's no amol so käm', I machet's g'rad wieder so; und a Mordbrennerin bin I doch nit, wann I mich glei so heißen werd'n. Gelt S'? Wann ma a Haus am

hellen Tag' anzünd't, wo alle Leut' derbei sind, da kann ja nit viel verbrenne. I hab' mir halt nimmer z' helfen g'wußt und da hab' I denkt, wann s' lösch'n müssen, können s' mir nit nachspringe! Und wann des a Sünd is, nacher weiß I nit, wie ma's mach'n soll auf bera Welt, wo die Leut' so bö's find und ein'm alles Ung'mach anthun."

"Man soll es machen wie Jesus Christus: dulden und tragen!" sagte der Geistliche.

"Wisset's, Hochwürden," fuhr Wally heftig heraus, "wann der Herr Jesus Christus Alles hat mit sich machen lassen, so hat er g'wußt, warum — der hat die Leut' was lehren wollen! I wüßt' aber nit, für was I 's thät', denn von mir will doch Niemand nix lerne im ganzen Deyth! Und wann I mich noch so geduldig hätt' in 'n Keller sperren lass'n, 's wär ganz für nix g'wesen, — denn 's hätt' sich Niemand kei Beispiel d'ran g'nommen, aber mich hätt's mei Leben kost't!"

Einen Augenblick befann sich der Pfarrer, dann richtete er seine freundlichen, überschauenden Augen auf Wally und schüttelte den Kopf. "Du unbändig's Kind, Du, möchtest nicht mit mir auch schon wieder Streit anfangen? Sie haben Dich arg verstimmt und aufgereizt, daß Du überall Feinde und Widerspruch witterst. Komm' nur zu Athem und merk', wo Du bist — Du bist bei einem Diener Gottes und Gott sagt: ich bin die Liebe! Das soll Dir kein bloßes

Wort sein, ich will Dir zeigen, daß es wahr ist! Ich will Dir sagen, daß, wenn auch alle Leute Dich hassen und verdammen, der liebe Gott Dich doch lieb hat und Dir verzeiht! Was Du bist, das haben die harten Menschen, die rauhen Berge und die wilden Wetter aus Dir gemacht, und das weiß der liebe Gott recht wohl, denn er sieht Dir in's Herz und sieht, daß Dein Herz gut und rechtschaffen ist, wie Du auch gefehlt hast. Und er weiß, daß in der Wildniß keine Gartenblumen wachsen und das grobe Aerte kein fein' Bildwerk schnitzen. Aber nun pass' auf! Findet unser Herr und Meister so ein grob' Schnitzwerk von besonders gutem Holz, das ihm der Mühe werth dünkt, was besseres d'raus zu machen, so nimmt er wohl selber einmal das Messer und schnitzelt das verpfuschte Menschenwerk zurecht, daß noch was Hübsches d'raus wird. Nun mein' ich, Du sollst recht Acht geben, daß Du Dein Gemüth nicht noch mehr verhärtest, denn schau', wenn unser Herrgott so ein paar Schnitt gethan hat, und er findet das Holz zu hart, so verdrießt ihn die Mühe und er wirft die Arbeit weg. Hab' ja Acht, mein Kind, daß Dein Herz weich sei und nachgebe unter Gottes bildnerischem Finger. Wenn ein harter Druck Dich unerträglich dünkt, so sei fügsam und denke, Du spürst die Hand Gottes, die an Dir arbeitet. Und wenn ein Schmerz Dir scharf in die Seele schneidet, so denke nur, es sei Gottes Messer,

Das die Unebenheiten herauschneidet. Verstehst Du mich?"

Wally nickte etwas unsicher mit dem Kopf.

"Nun," sagte der alte Herr, "ich will Dir's noch deutlicher machen. Was möchtest Du lieber sein, ein roher Stock, mit dem man die Leute todt-schlagen kann, und den man, wenn er morsch wird, zerbricht und verbrennt, oder so ein feines Heiligenfigurchen wie jenes dort, das man in ein Bildstöckchen stellt und andachtsvoll verehrt?"

Jetzt hatte ihn Wally begriffen und nickte lebhaft: "Ja freili — lieber so a Heiligenfigur!"

"Nun siehst Du! Grobe Fäuste haben einen rohen Stock aus Dir gezimmert, aber Gottes Hand kann so ein Heiligenbild aus Dir schnitzen, wenn Du thust, was ich Dir eben sagte."

Wally sah den Pfarrer mit großen, erstaunten Augen an, es war ihr ganz eigen zu Muth — vergnügt und doch zum Weinen. Nach langem Schweigen sagte sie schüchtern: "I weiß nit, wie des is, aber bei Euch is Alles anders als anderswo. Herr Pfarrer! So hat no kei Mensch mit mir g'red't! Der Herr Curat von Sölden hat immer g'scholten und vom Teufel und un're Sünden g'sprochen, und I hab' gar nit g'wußt, was er will, denn I hab' selbigerzeit no gar nix Böses 'than gehabt. Aber Es redet's doch mit Ein'm, daß ma's verstehn kann und — I mein', wenn I bei Euch bleib'n könnt'

— da wär's mir am wöhlsten! I wollt' g'wiß Tag und Nacht arbeiten und mei Stück'l Brod verdiene —!“

Der Curator überlegte lange, dann schüttelte er traurig den Kopf: „Das geht nicht, Du armes Kind. Wenn ich's noch so bedenke, es geht nicht. Wenn ich Dir im Namen Gottes vergeben kann, vor dem Menschen darf ich's nicht. Denn Gott sieht die Absicht, die Menschen sehen nur die That. Ein Anderes ist der Geistliche im Beichtstuhl — ein Anderes in der Gemeinde. Im Beichtstuhl ist er der Verkünder der Gnade — in der Gemeinde ist er der Verkünder des Gesetzes. Er muß die Menschen aneifern durch Wort und Beispiel, das Gesetz zu ehren und zu halten. Denke, was würden die Leute sagen, wenn der Pfarrer eine offenkundige Brandstifterin bei sich aufnähme? Würden sie's verstehen, warum ich's thäte? Niemals, sie würden nur daraus schließen, daß ich die Brandstifter in Schutz nehme, und darauffhin sündigen. Und wenn wir dennächst eine recht boshafte Brandlegung erlebten, so müßte ich mir bitter vorwerfen, daß ich den Leuten durch meine Nachsicht gegen Dich Muth dazu gemacht hätte! Kannst Du das einsehen und es ohne Murren hinnehmen, als die unvermeidlichen Folgen Deiner That?“

„Ja!“ sagte Wally dumpf und ihre Augen rötheten sich von verhaltenen Thränen. Dann stand

fie rafch auf und fagte fchroff: „So dan! I schön, Herr Pfarrer, und wünsch' Gutenmorgen.“

„Heh! Heh!“ rief der Pfarrer, „glei wieder oben 'naus? Was meinst, wär's nicht näher durch die Wand als durch die Thür? Ich ging' an Deiner Stelle lieber gleich durch die Wand!“

Wally blieb befchämt ftehen und fah zu Boden. Der alte Herr ließ mit komischer Verwunderung feine Augen auf ihr ruhen: „Was wird das kosten, bis das rafche Blut gebändigt ift! Läuft man denn gleich fo fort? Sag' ich denn, ich wollte Dich Deinem Schickfal überlaffen, wenn ich Dich nicht bei mir im Haus behalten will? Zuerft frühstückft Du mit mir, denn effen muß der Mensch, und Gott weiß, wie lang' Du nichts mehr gegessen haft. Dann wollen wir weiter reden.“ Er ging an ein Schiebfensterchen, das nach der Küche führte, und rief der alten Magd, das Frühstück für Drei zu richten. Dann fezte er fich an fein einfaches Schreibpult und fchrieb der Wally ein paar Namen von Bauern auf, die er als brave Leute kannte.

„Schau, da haft Du ein ganzes Verzeichniß von rechtschaffenen Männern und Frauen im Deßthal und Gurglerthal,“ fagte er zu Wally; „bei denen fuch' Dir einen Dienft. Hinten in den Bergen weiß man noch nichts von Deinem Vergehen, und bis man's erfährt, kannft Du Dich schon als brave Magd bewährt haben, fo daß die Leute ein Auge

zudrücken. Auf mich darfst Du Dich nicht berufen, doch Du bist groß und stark wie ein Mann, sie werden Dich gern nehmen. Du kannst tüchtig arbeiten und Dich nützlich machen, wenn Du willst. Aber gehorchen mußt Du lernen, mußt Dich schicken in Brauch und Ordnung, sonst geht's nicht! Ich verlange nicht von Dir, daß Du zu Deinem Vater zurückkehrst und Dich in den Keller sperren lässest, denn das wäre eine unwürdige Strafe und würde bei Dir mehr verderben als gut machen. Ich verlange auch nicht, daß Du den Vincenz aus Gehorsam gegen den Vater heirathest und Dich für Dein Leben unglücklich machst. Aber ich verlange von Dir, daß Du Dein wildes Wesen im Dienste braver Leute, in vernünftiger, geregelter Thätigkeit bändigst und wieder ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft wirst. Versprichst Du mir das?"

"I will's probir'n," sagte Wally in ihrer unerschütterlichen Ehrlichkeit.

"Nun, das ist Alles, was ich vorderhand von Dir verlange, denn ich weiß wohl, daß Du mit gutem Gewissen nicht mehr versprechen kannst. Aber versuche es mit redlichem Willen und denke immer, daß der liebe Gott zu hartes Holz wegwirft! — Ich will heute noch zu Deinem Vater gehen und ihm in's Gewissen reden, daß er Dir verzeiht und sich mit Dir ausöhnt, oder Dich wenigstens nicht weiter

verfolgt. Gib mir bald Bericht, wo Du bist, daß ich Dir schreiben kann, wie die Dinge stehen."

Die Mariann brachte das Frühstück, und der Pfarrer sprach das Morgengebet. Auch Wally faltete andächtig die Hände und bat aus tiefster Seele den lieben Gott, er möge ihr doch helfen, gut und brav zu werden; es war ihr so heiliger Ernst damit, sie wäre ja so gern gut und brav gewesen, wenn sie nur gewußt hätte, wie sie's machen sollte.

Als das Gebet zu Ende war, setzten sich alle Drei, sie und der Herr Pfarrer und die Mariann, zum Frühstück. Aber kaum hatten sie begonnen, da erhob sich draußen ein Lärm: „A Geier — Schaut's da auf'm Dach den Geier! — Schießt's 'n 'runter, Bür'n her!"

„Jesus, mei Hansel," schrie Wally, sprang auf und wollte zur Thür hinaus.

„Halt!" rief der Pfarrer, „was willst Du — Du kannst jetzt nicht hinaus; willst Du Dich unnöthig preisgeben, wo jeden Augenblick die Leute Deines Vaters kommen können, Dich zu holen?"

„Mein'n Geier lass' I nit im Stich, werd's wie's woll'," rief Wally, und mit einem Sprung war sie zur Thür hinaus.

Der Pfarrer folgte ihr kopfschüttelnd.

„Der Geier is zahm," — schrie sie den Leuten zu, „er g'hört mir, laßt'n gehen!"

„Aber so a Vieh laßt ma doch nit so 'rumfliegen,“ murrten die Leute.

„Hat er Euch a Schaf g'holt, oder a Kind?“ fragte Wally trozig.

„Nein!“

„No also — laßt mich ung'schoren mit mei'm Vogel!“ sagte das Mädchen und stand so stolz und herausfordernd da, daß die Leute sie erstaunt ansahen. „Wally, Wally,“ warnte leise der Pfarrer, „denk an das harte Holz!“

„I denk' scho d'ran, Herr Pfarrer,“ und sie winkte mit der Hand dem Geier: „Hansel, komm' weiter!“ Der Vogel schoß vom Dach herab, daß die Leute erschrocken zurückfuhren. Sie nahm ihn auf die Schulter und schritt auf den Pfarrer zu. „B'hüt Gott, Hochwürden,“ sagte sie leise, „I dank' für Alles!“

„Willst nicht noch hereinkommen und fertig frühstücken?“ fragte der alte Herr.

„Nein, I laß den Vogel nimmer da allein — und fort muß I ja doch — auf was soll I warten?“

„So sei Gott mit Dir und alle Heiligen!“ sagte der Pfarrer bekümmert, indessen die alte Mariann ihr heimlich einen Imbiß in die Tasche des faltigen Rockes stopfte.

Einen Augenblick zögerte ihr Fuß an der ihr lieb gewordenen Schwelle — dann aber schritt sie

still weiter durch alle die Leute durch, die ihr erstaunt nachgafften.

„Wer is denn des?“

„Des is a Her!“ hörte sie hinter sich flüstern.

„Es ist eine Fremde,“ erklärte der Pfarrer, der ich die Beichte abgenommen habe!“

VIII.

Die Klöße von Rosen.

Tag um Tag irrte Wally auf den Ortschaften herum, um einen Dienst zu suchen, aber Niemand wollte sie mit dem Geier aufnehmen und von dem Geier ließ sie nicht. Wenn sie ihn auch preisgegeben hätte, er wäre ihr doch immer wieder zugeflogen, und das treue Thier zu tödten, der Gedanke kam ihr nicht in den Sinn, mochte es mit ihr werden, wie es wollte. Nun war sie in Wahrheit die Geier-Wally, denn ihr Schicksal war unzertrennlich mit dem Geier verknüpft und er griff in dasselbe ein, wie ein Mensch. Die alte Base der Luckard wollte sie gerne behalten, als sie einen Augenblick bei ihr vorsprach, aber dort war sie zu nah von Haus — dort wäre sie ganz in der Gewalt des Waters gewesen. Sie mußte weiter — soweit sie die Füße

trugen. Die Jahreszeit ward immer rauher, es begann zu schneien, und die Nächte, die Wally auf irgend einem offenen Heuschaber zubrachte, waren empfindlich kalt. Die Kleider, die sie auf dem Leibe trug, wurden schlecht und schmutzig, sie fing an bettelhaft und landstreicherisch auszugehen, und immer härter ward sie abgefertigt, wo sie mit ihrem Gefährten an eine Thür klopfte. So abenteuerlich sah sie aus, daß keine gutmüthige Bäuerin sie mehr für ein paar Stunden im Haus arbeiten und dann mit am Tisch essen ließ. Man reichte ihr um der Gottesbarmherzigkeit willen ein Stück Brod vor die Thür hinaus. Und Wally, die stolze Stromminger-Wally, setzte sich auf die Schwelle und aß es! Denn sterben wollte sie nicht. Das Leben, das gequälte, gehegte, arme, nackte Leben war doch so schön, so lange sie hoffen konnte, daß einst doch der Joseph sie lieb haben werde. Um dieser Hoffnung willen konnte sie Alles ertragen, Hunger, Kälte, Schmach! Aber ihr sonst so starker Körper begann zu wanken unter der beständigen verzehrenden Sorge und Spannung, ihr Blick wurde trübe, die Füße versagten ihr den Dienst, und sowie sie sich ruhig hinlegte, verwirrten sich ihr die Gedanken und sie lag in einem fieberhaften Halbschlaf. Mit erstickender Angst überkam sie das Gefühl, krank zu werden. Auch das noch! Wenn sie irgendwo in einer Scheune bewußtlos liegen blieb, dann brachte man sie zu ihrem Vater, dann war sie

wieder in seiner Gewalt. Sie war drüben im Gurglerthal herumgeirrt, und da sie dort nichts gefunden, wieder den mühsamen Weg in's Depthal herübergestiegen. Es hatte sie nach Bent gezogen, das lag im Burgfrieden ihres Vaters Murzöck, es war ihr ein Stück Heimath. Aber dort war es ihr noch schlimmer gegangen. Je rauher die Gegend, desto rauher waren auch die Menschen — und bis Wally dorthin kam, war ihr auch schon die Kunde von ihrer That vorausgeeilt und Schrecken und Abscheu begegnete ihr, wo sie sich zeigte. Auf den Pfarrer von Heiligkreuz berief sie sich nicht, denn er hatte es ihr verboten, und sie sah ein, daß er es thun mußte. Deshalb aber suchte sie auch keinen andern Pfarrer mehr auf, es durfte ja keiner sich ihrer annehmen.

Das letzte Haus von Bent hatte soeben seine Thür hinter ihr geschlossen. Vor ihr lag nun nichts mehr, als die himmelhohen Wände des Plattenkogels, der Wildspitze und des Hochvernagtfeners, die das Thal absperreten und über die kein Weg weiter führte. Hier schloß sich die Welt von allen Seiten wie eine Sackgasse, und sie war am Ende dieser Sackgasse. Da stand sie und schaute an den still aufragenden Wänden ringsum empor. Es war ein grauer Morgen und dichter Schnee, der die Nacht gefallen, ließ das ganze Thal nur noch wie eine ungeheure Schneemulde erscheinen. Jede Spur eines Pfades war verwischt. Sie setzte sich nieder und dachte: „Schlaf“

„Ein und berfrier“, so is’s a leichter Tod.“ Aber so kalt war’s noch nicht, der Schnee schmolz unter ihr und sie schlotterte bald vor Rässe. Da sprang sie auf und schleppte sich die Anhöhe hinan, die hinter Bent auf den Weg zum Hochjoch führt. Hier konnte sie die Gegend weithin übersehen. Und da gewahrte sie auch eine Art Furche im Schnee, die sich hinter dem Dorfe längs der Thalleitspiz mitten in’s Herz der Ferner hinzog. Das konnte ein Fußpfad sein — aber wo führte der hin? Sie stieg noch höher, um weiter zu sehen, und da fiel es ihr wie eine Binde von den Augen, — das war ja der Weg, der von Bent nach den Rosenhöfen führte. Rosen, der höchste bewohnte Ort in ganz Tyrol, der lehte im Döckthal, wo Adlern gleich noch Menschen hausen, nur zwei Familien, die Klöße und die G’streins. Rosen, das stille, versteckte Rosen am Fuß des furchtbaren Bernagtgletschers, am Ufer des Eissees, wo kein Fuß sich hinverirrte Jahr aus Jahr ein, das eine ehrwürdige Sage in geheimnißvolle Schleier einwob. Das war der Ort, wo Wally hingehörte, das war die lehte Zuflucht, wo sie Hülfe fand, oder wenigstens ruhig sterben konnte, wie das Thier der Wildniß. Dahin wollte sie, zu den Klößen von Rosen! Sie waren die berühmtesten Fremdenführer in ganz Tyrol, sie waren auf den Bergen daheim wie Berggeister, sie konnten begreifen, daß Wally eher ein Haus anzünden, eher sterben wolle, ehe sie

sich den Athem der Freiheit rauben ließ, und sie konnten Wally beschützen gegen die ganze Welt, denn die Rosener Höfe hatten das Asylrecht. Herzog Friedrich mit der I. L. hatte es ihnen verliehen zum Dank, weil er einst in der Bedrängniß auf Rosen Zuflucht vor seinen Feinden gefunden. Joseph der Zweite hatte es ihnen zwar Ende des vorigen Jahrhunderts entzogen, aber der Bauer hält fest an seinen Bräuchen und die Döbthaler ehrten es freiwillig noch immer fort. Wer auf Rosen Freistatt fand, der war unantastbar, denn die Rosener, die „G'streins“ und die „Klöbe“, nahmen Keinen auf, der's nicht verdiente, und standen in demselben Ansehen, wie ihre Vorfahren. Ein Angriff auf ihr Hausrecht wäre so viel gewesen, wie Kirchenschändung.

Wally hob die Arme zum Himmel in brünstigem Dank, daß Gott ihr diesen Weg gezeigt, und schwindelnd, taumelnd strebte sie dem letzten Ziele zu, das ihre Kraft noch zu erreichen vermochte. Erst abwärts auf dem Pfad, der von Bent abging, dann wieder steil aufwärts.

Eine endlose Stunde war sie auf dem verwehten Pfad gestiegen. Dann lagen sie vor ihr, wie schlafend in Schnee, die stillen, ehrwürdigen Rosener Höfe, die sie oft vom Murzoll herab klein wie Adlernester am Felsen hängen gesehen. Das Herz schlug ihr, das sie's hörte, die Kniee wankten ihr. Wenn sie hier auch abgewiesen würde? Ein neues Schnee-

gestöber wirbelte lautlos herab und hüllte Alles in einen weißen beweglichen Schleier. Es wirbelte und flimmerte vor Wally's Augen und der weiße Schleier wallte ihr kühl um's Haupt, aber auf ihrer fieberheißen Stirn schmolz er und floß ihr als Wasser über Gesicht und Haare, und dann schüttelte sie wieder der Frost. Endlich stand sie vor der Thür des Nicodemus Kloß und griff nach dem eisernen Klopfer, aber wie sie darnach griff, ward es ihr so seltsam licht vor den Augen, sie sank mit einem dumpfen Fall gegen die Thür und glitt daran vollends nieder. —

Fort und fort wallten die weißen Flocken in das enge Thal herab und schleierten und betteten es ein und häuften sich vor der gut verrammelten Thür des Nicodemus Kloß über dem starren Körper, der da lag, zu einem friedlichen, weißen Hügel auf.

Nicodemus Kloß saß auf der warmen Ofenbank, schmauchte sein Pfeifchen und schaute behaglich dem Schneetreiben vor dem Fenster zu. So zogen ihm in guter Ruhe die Viertelstunden vorüber, indeß sein jüngster Bruder Leander, ein stattlicher Jäger, in einem fließpapierenen Wochenblättchen las. „Das legt wieder schön 'runter,“ sagte Nicodemus rauchend.

„Ja,“ sagte Leander und schaute auf, wie's vor dem kleinen Fenster wallte und wimmelte. Da plötzlich schlug mitten in dem weißen Wirbel ein dunkler

Flügel an's Fenster, es flatterte und krächzte und flog vorbei, dem Dach zu.

„Da war was!“ sagte Leander und stand auf.
„Was wird's g'wesen sein,“ brummte der Aeltere,
„kannst ja nit vor d' Thür 'naus in dem G'stöber.“

„Ah was!“ sagte Leander und nahm den Stuken von der Wand, der Jäger rührte sich in ihm bei jedem Flügelschlag eines vorbeischnellenden Vogels. Er mußte sehen, was das war. Er ging und öffnete behutsam die Thür, um den Vogel durch kein Geräusch zu verschrecken. Da fiel ein Haufen Schnee herein und er gewahrte den Hügel, der sich an der Schwelle aufgeschichtet hatte. Er konnte nicht hinaus, er mußte eine Schippe holen, um den Ball fortzuschaffen. Ärgerlich stellte er den Stuken weg und begann zu schaufeln.

„Jesus, was is des?!“ schrie er plötzlich auf,
„Nicodem, komm' schnell, da is was unter'm Schnee, hilf!“

Der Bruder eilte herbei, im Nu war der Hügel aufgegraben und ein Arm, ein schöner, runder Arm ragte heraus. Und nun zogen sie unter der leichten Schicht einen leblosen Körper hervor.

„O lieber Gott, a Madel — und was für eins!“ flüsterte Leander, als der schöne Kopf und die wunderbar gewölbte Brust zum Vorschein kam.

„Wie mag sich die daher verirrt haben?“ sagte

Nicodemus kopfschüttelnd und hob nicht ohne Anstrengung den schweren Körper aus dem Schnee.

„Is sie todt?“ fragte Leander und besühlte sie, indessen seine Augen mit einer Mischung von Schreck und Wohlgefallen auf dem bräunlich fahlen Gesicht hafteten.

„Nur gleich abreiben,“ befahl Nicodemus, „und 'nein in's Zimmer!“

Und sie trugen den wuchtigen Körper in's Haus und legten ihn auf Nicodem's Bett. „Die liegt schon a guat halbe Stunde da draußen, so lang' kann's sein, daß mir's war, als höret I 'n dumpfen Schlag an der Thür, aber I hab g'meint, 's sei a Schneeklumpen vom Dach g'fallen.“

Leander holte einen Kübel voll Schnee und wollte dienstfertig helfen, dem Mädchen den Eschoppen auszuziehen.

„Nix da,“ wehrte der bedächtige ältere Mann, „das schickt sich nit, — so a junger Bursch — das Madel müßt' sich ja schamen, wenn sie's wüßt! Du gehst 'naus und schau'st, daß Du drüben von die G'streins Eins auftreibst, die Kathrin' oder Mariann'. Geh'!“

Der Leander konnte kein Auge von der leblosen Gestalt abwenden. „So a schön's Madel!“ murmelte er noch im Hinausgehen mitleidig.

Mit ruhiger Umsicht entkleidete nun der erfahrene Mann das Mädchen und rieb sie mit Schnee so

Hart und so lange, bis die Haut sich wieder zu beleben und das Blut zu circuliren begann. Dann trocknete er sie gut ab, deckte sie sorglich zu und flößte ihr ein paar Tropfen von irgend einer starken Kräutereffenz ein.

Endlich kam sie zu sich, rührte und streckte sich und schaute sich einmal im Zimmer um. Aber der Blick war verglast und ausdruckslos, und ein paar unverständliche Worte lallend, schloß sie die Augen wieder.

„Sie is krank,“ sagte Nicodemus zu Leander, der eben wieder eintrat, und eine berbe Bauernfrau schüttelte sich nur noch vor der Thür den Schnee ab und kam ihm nach.

„Mariann,“ sagte Nicodemus — sie war seine verheirathete Schwester — „da mußt jetzt Du helfen, I und der Leander, wir zwei Mannsbilder, können doch der Dirn' nit abwarten. Der Leander macht eh' scho Augen wie a Verzückter an sie hin.“

Er streifte mit einem unzufriedenen Blick den Burschen, der bereits wieder am Kopfsende des Bettes stand und das Gesicht der Kranken mit den Augen zu verschlingen schien. Jetzt wendete er sich aber wie ertappt und erröthend ab.

Mariann trat an das Bett und ihre erste Frage war natürlich: „Wer mag die sein?“

„Ja, Gott weiß es! Irgend a Landstreicherin,“ meinte Nicodemus.

„Warum nit gar,“ brummte Leander, „das siehst man der doch an, daß das fei Landstreicherin is!“

„Ja, ja,“ bemerkte Mariann, „weil sie schön is und Dir g’fällt! Weißt, ’s hat schon Manche a sauber’s G’sicht gehabt und a schmutzige Seel’, — dadrauf kommt’s nit an. A ordentliche Dirn’ streicht nit um die Jahr’szeit in der Gegend alleinig im Schnee ’rum, bis sie z’samm’fällt. Das hat irgend ’n Hafen, und Gott weiß, was man sich da für Eine in’s Haus zeifelt!“

„No, des is jetzt einerlei,“ meinte Nicodemus gutmüthig, „in Schnee und Kälten können wir’s nit ’nausjagen, die krank’ Person, sei sie jetzt, wer sie will.“

„Weg’n meiner,“ sagte die Bäuerin, „I will scho ’rübertomme und sie Euch b’sorgen — aber in’s Haus nimm I’s nit, daß Ihr’s wißt!“

„Das is auch gar nit nöthig — wir b’halten sie scho selber!“ erwiderte Leander gereizt, und da Wally wieder etwas vor sich hinlallte, bog er sich zärtlich über sie und fragte: „Was willst, was möcht’st?“

Die älteren Geschwister wechselten Blicke. „Du,“ sagte Nicodemus, jetzt will I Dir was sag’n. Du bist jetzt so gut und laßt d’Hand von der Butten, ehvor man nit weiß, wer die Person is. — Da hat der Zimmermann ’s Loch g’macht, da gehst außi und kommst mir nimmer ’rein, wenn’s D’ nit willst,

daß I die Dirn', so krank wie sie is, davon jag'! Verstanden?"

„No, ma wird doch noch a Mädel anschau'n dürfen?“ brummte Leander, „I weiß gar nit, wie D' mir vorkommt.“

„Mach', daß D' 'außi kommst, das G'spänzel da herin leid I nit, so lang' I Herr im Haus und Dei Vormund bin.“ Damit schob ihn Nicodemus am Arm hinaus und blieb mit der Schwester allein bei der Kranken.

Wally kam nicht mehr zur Besinnung, sie lag im Fieber. Der Hals war geschwollen, die Glieder steif und schmerzend. Die Geschwister sahen bald, daß sich die Fremde furchtbar erkältet und übermüdet haben müsse, und pflegten sie nach besten Kräften. Indessen strich Leander unruhig und müßig im Haus herum. So oft Eines aus dem Krankenzimmer kam, war er um die Wege und fragte, wie es ginge. Er war voller Verdruß, — er hätte das hübsche Mädel gar zu gern gepflegt! Gegen Abend, als es aufhörte zu schneien, nahm er seinen Stußen und ging hinaus. Doch kaum war er eine Weile fort, da kam er schon wieder und rief Nicodemus aus dem Krankenzimmer heraus: „Du,“ sagte er aufgeregt, „auf dem Dache sitzt a Geier, a prachtvoller Lämmergeier, und guckt Ein'n ganz ruhig und zutraulich an, als wenn er daher g'höret.“

„Ah,“ sagte Nicodemus, „das ist furios!“

„Komm' nur 'raus und schau!'“ rief Leander und zog den Bruder mit vor das Haus. „Da — da sitzt er und rührt sich nit. Der Staatskerl — und nit schieß'n können — 's is zum Teufelholen!“

„Warum kannst D' denn nit schießen?“ sagte Nicodemus.

„Ach, I kann doch jetzt nit knallen, wo das kranke Mäd'el da drin liegt!“ sagte Leander mit dem Fuß stampfend.

„Zag'n fort,“ rieth Nicodemus, „und sieh', daß D' ihm nachgehst und 'n weiter weg schieß'ft, wo man's nit so hört.“

„Gsch, gsch!“ machte Leander und warf Schneeballen hinauf, um das Thier aufzuschrecken. Der Geier sträubte die Federn, kreischte und stieg endlich auf. Aber er flog nicht fort, er flatterte eine Weile hoch in der Luft und ließ sich dann wieder ruhig auf das Dach nieder.

„Ah, des is merkwürdig! Der will nit fort. Der is, wie wenn er zahm wär!“

Noch ein, zwei Mal versuchten sie's, ihn „aufzumachen“, — immer dieselbe Geschichte.

„Der is wie verhext!“ meinte Leander und schlug das Kreuz gegen den Vogel, aber das focht ihn nicht an — er mußte doch wohl nichts mit dem Teufel zu schaffen haben.

„Mir scheint, der is ang'schoff'n und kann nimmer fliegen. Jedenfalls thut der Niemand nix mehr!“

erklärte Nicodemus. „Lass'n ruhig sitzen, bis er von selber 'runterfällt, wenn D' das kranke Madel nit mit'm Knallen erschrecken willst.“

„Ja, der is scho halb hin, I mein', den könnt' ma mit der Hand fange.“ Er holte die Leiter, legte sie an und stieg behutsam hinauf. Der Vogel ließ ihn ruhig herankommen. Leander zog sein Schnupftuch aus der Tasche und wollte es ihm über den Kopf werfen. Doch da schlug und hackte der Vogel so gegen ihn, daß Leander schleunigst den Rückzug antreten mußte.

Nicodemus lachte: „Gelt, der hat Dir's 'zeigt, wie ma Geier mit die Händ fangt! Des hätt' I Dir gleich sag'n könne.“

„I weis nit, was des für a Vogel is,“ brummte Leander kopfschüttelnd. „Wart nur,“ drohte er hinauf, „wenn I Dich wo anders treff'!“

„Morgen kannst'n jag'n, wenn er nit crepirt is über Nacht. Wenn er wieder fliegen kann, geht er scho weiter, und gar z'weit kommt der doch nimmer.“

Es begann zu dunkeln und die Mariann kam heraus und sagte, daß sie jetzt heim müsse und ihrem Mann zu Nacht kochen.

Die Brüder gingen hinein und Nicodem holte nun auch zum Nachteffen Brod und Käse aus der Borrathskammer.

Während er draußen war, klinkte Leander ganz leise die Thür, die von der Wohnstube in Nicodem's

Schlafkammer führte, auf und schielte durch den Spalt nach Wallh. Die lag jetzt ruhig und schlief fest in Nicodem's warmem Bett. Sie hatte ja so lange in keinem Bett mehr gelegen, man sah ordentlich, wie's ihr gut that im Schlaf, so weich, so hingegossen lag sie in die Kissen geschmiegt. „O, Gott b'hüt Dich, Du arm's Ding, Gott b'hüt Dich!“ flüsterte Leander zu ihr hinein und schloß schnell die Thür wieder, denn er hörte Nicodem kommen. Er saß auch schon wieder ganz unschuldig auf der Ofenbank, als dieser mit dem Essen hereinkam. „Heut' Nacht macht sich's gut, weil der Benedict nit da is, heut' Nacht kann I bei dir drüben in'n Benedict sein' Bett schlafen. Aber morgen, wenn der wieder da is, müssen wir Drei uns halt in die zwei Betten theilen.“

„O, I brauch kein Bett,“ rief Leander eifrig. „Der da drin z'Lieb schlaf I auf der Ofenbank oder auf'm Heuschober, 's is mir Alles eins. Soll Einer von uns wegen der Ung'mach haben, so soll's Keiner haben als I!“

„No, wenn Dich des freut, so kannst es haben. Aber auf'm Heuschober schlaffst, nit auf der Ofenbank, die is mir z'nah beim Krankenstüb'l — verstehst mich?“

„Ja ja, I versteh' scho,“ sagte Leander und biß in seinen Räs, wie in einen sauren Apfel. — Die Schlafkammer der beiden jüngern Klöße lag der

des Nicodem gerade gegenüber, und dieser nahm das Bett des Abwesenden ein. Ein paarmal in der Nacht stand er auf und ging an Wallh's Thür, um zu horchen, was sie machte. Sie sprach und phantafirte viel, und einmal verstand Nicodemus ganz deutlich, wie sie etwas von einem Geier sprach.

„Aha,“ dachte er, „die wird den Geier au g'sehen haben, wie's daher kommen is. Jetzt geht ihr der Schrocken im Traum nach.“ —

Am andern Morgen früh, noch vor dem Frühstück, trieb es den ruhelosen Leander schon wieder hinaus.

Erst gegen Mittag kam er heim.

„No, wie steht's da drinn?“ frug er, als er eintrat.

„'s is immer gleich. Sie kommt halt nit zur B'simmung. Und dabei hat sie immer Aengsten vor Leut, die sie fange wollen.“

Leander kratzte sich hinter den Ohren: „Da kann I noch alleweil nit schießen! Jetzt denk' nur, jetzt sitzt der Geier noch auf'm Dach draußt!“

„Warum nit gar!“

„Ja, wie I heut morgen 'rauskomm, hab' I 'n nimmer g'sehen. Da hab' I denkt, er sei fortg'flogen und streif' ihm nach drei Stund' lang. Wie I heimkomm, sitzt er ganz ruhig wieder auf'm Dach.“

„No, da kömmt's ein'm wirkli unheimlich werden, wenn man abergläubisch wär'!“

„Se ja! Man kömmt' scho fast an die seligen Fräul'n denken, daß mir eine 'n Schabernack spielen wollt'.“

„Grüaß Gott!“ erscholl jetzt eine rauhe, tiefe Stimme, und Benedict, der zweitälteste Bruder, der verreist gewesen, trat ein.

„Ach, grüaß Gott, bist wieder da!“ riefen ihm die Brüder entgegen. „Was bringst Neu's mit, was hast ausg'richt?“

„D nit viel, sie haben mich halt wieder vom Pontius zum Pilatus g'schickt auf'm Landgericht und mich mit halbe Versprechungen abg'speist. I sag halt, alle Dexthärer, Mensch und Bieh, könne sich noch auf drei G'schlechter 'naus Hals und Bein auf'm Weg daher brechen, ehvor wie amal den Saumpfad kriegen.“ Der Sprecher warf mißmuthig den Ranzen ab und setzte sich auf die Ofenbank. „Krieg'n wir bald was z' essen?“

„Glei!“ sagte Nicodemus, der selbst den Koch machte, und holte die Suppe herein.

Auch ein Schöppchen Milch brachte er mit und trug es der Kranken hinein. Leander's Blicke folgten ihm neidisch.

Benedict war hungrig und machte sich, ohne auf des Bruders Thun zu achten, über die Suppe her. Nicodem kam bald zurück, und stumm, wie der

Bauer immer die feierliche Handlung des Essens be-
geht, als fürchte er, aus dem Tact zu kommen, wenn
er spräche, löffelten die Drei in abgemessener rhyth-
mischer Bewegung, daß Keiner zu viel oder zu wenig
bekam, die Suppe aus.

Als gegessen war, zündete sich der müdgewanderte
Benedict die Pfeife an und streckte sich behaglich auf
die Ofenbank.

„Was giebt's denn sonst Neu's in der Welt?
Erzähl' doch was!“ bat Leander, der des Bruders
Sprechfaulheit kannte.

Der hatte die Pfeife schief im Munde und
gähnte: „I weiß nix!“ Nach einer Weile sagte er
aber doch: „Dem reichen Stromminger von der
Sommeplatten sei' Tochter — weißt, die Geier-Wally
— die ist ihrem Vater durchbrennt und lauft jetzt
freileidig in der Gegend 'rum und bettelt.“

„Ah! Wie is denn des gang'n?“ fragten die
Brüder erstaunt.

„Des muß a wahrer Ruach von 'n Madel sein!“
fuhr Benedict fort. „Ihr Vater hat sie scho auf's
Hochjoch schicken müß'n, weil sie nit gut 'than hat
— und jetzt kommt sie 'runter und 's Erste is, daß
sie den Gellner halb todt schlägt und ihrem Vater
's Haus anzünd't.“

„Jesus Maria!“

„Nachher is sie natürli davon g'laufen und in
die Ortschaften 'rum g'irrt. Gestern war sie in Vent

und hat von Thür zu Thür um 'n Dienst gefragt — aber wer will denn so Eine im Haus hab'n? Zu allem Ueberfluß schleppt sie auch noch den großen Geier mit 'rum, den sie amal g'fangen hat, und den sollen die Leut' auch mit aufnehme. Natürli bedankt sich da Jeder!"

Nicodemus sah Leander an — und Leander wurde dunkelroth.

"No, I dank!" sagte Nicodem, — jetzt weiß I, wer da drin liegt! — Der Geier, der nit vom Dach weggeht — und sie hat heut Nacht immer von 'n Geier g'fantestirt — des is nit übel, — wir hab'n die Geier-Wally im Haus!"

Benedict sprang auf: „Was?"

„Schrei doch nit so,“ sagte Leander, „muß denn das arme kranke Madel Alles hören?"

Nicodem erzählte nun, wie Leander sie draußen halbtodt im Schnee gefunden, und wie man nun nichts anders könne, als sie wenigstens so lang im Hause behalten, bis sie wieder gehen könne. Aber Benedict war ein rauher Mann und meinte, die Krankheit sei wohl nur Verstellung, und die Brüder wären zu schwach gewesen und hätten sich anführen lassen. Er wolle schon mit ihr fertig werden. „Für Mordbrenner haben wir lei Freistatt,“ rief er, und seine stechenden Augen blitzten zornig unter den buschigen Brauen hervor.

„Wenn Du das Madel g'sehen hätt'ft, Du hätt'ft

sie au aufg'nommen," sagte Leander, „das müßt lei Mensch sein, der den armen Tropf 'naus jag'n thät in Wind und Wetter!“

„So? Und auf die Art kriegeten wir z'lezt alle Räuber und Mörder von der ganzen Gegend in's Aysl — daß es hieß, die Rosener Höf seien a Unterschlupf für alles G'findel! Das wär so a Tressen für die auf'm Landg'richt! Wenn Ihr Euch anschmieren laßt von einer abgeseimten Bübin, so muß I wenigstens Brauch und Ordnung auf die Rosener Höf aufrecht halten.“

Er näherte sich der Thür. Nicodemus stellte sich davor und sprach ruhig, aber fest: „Benedict, I bin der Älteste und bin Herr auf Rosen, so gut wie Du, und weiß so gut wie Du, was wir Rosener uns schuldig find! I geb Dir mei Wort, daß I das Mädel selber lei Stund länger im Haus b'halt, als Menschen- und Christenpflicht will, aber jetzt is sie krank und jetzt duld I nit, daß sie mißhandelt wird. So lang I auf Rosen sitz', soll unter dem Dach kein'm Menschen Unrecht g'sch'eh'n.“

Da unterbrach ihn Leander: „Du!“ sagte er zuversichtlich mit glänzenden Augen, „laß' 'n nur 'neingehen, wann er sie g'sehen hat — schickt er sie nimmer fort!“

„Haft Recht, Du Gelbschnabel!“ lächelte Nicodem und öffnete leise die Thür.

Benedict trat rasch und geräuschvoll ein. Dies-

mal durfte Leander auch „mitdurchschlupfen“ und Nicodem hatte nichts dagegen, daß er ihm half, den barschen Benedict zu bewachen und von einer Nothheit abzuhalten. Die Mariann saß am Bett und strickte neue Kniehöseln für die Kranke, weil sie gar so abgelumpt war, daß sie nichts gehabt hätte, wenn sie wieder aufstehen durfte. Sie machte ein Zeichen, stille zu sein, bei Benedict's lautem Eintreten. Aber kaum hatte dieser die Kranke erblickt, da mäßigte er von selbst seinen Schritt und trat langsamer auf das Bett zu. Das Mädchen schlief fest. Sie lag auf dem Rücken und hatte den schön gerundeten Arm über dem Kopfe gebogen. Die vollen dunkeln Haare fielen aufgelöst auf die schneeweiße Brust, die unter der dichten Bauernjacke von keinem Sonnenstrahl gebräunt worden war und die das weite Leinwandhemd jetzt ein wenig freigab. Die Schlafende hatte wie lächelnd den Mund halb geöffnet und zwei Reihen glänzender Perlmutterzähnen blitzten zwischen den gewölbten Lippen hervor — auf der schlummern den Stirn aber lag mehr, als Worte sagen können, ein stummberedter Ausdruck von Hoheit und Reinheit. — Benedict war still geworden — ganz still. Er schaute das berückende und doch so keusche Bild lange wie staunend an. Sein gebräuntes Gesicht begann sich allmählig höher zu färben, gleich dem Leander's, das wie in Gluth getaucht war. Dann biß er die Zähne über einander und wandte sich

um: „Die is freilli krank!“ sagte er in einem Ton, als wie: „Da ist nichts zu machen“ — und ging auf den Zehen hinaus.

IX.

In der Einöde.

Wieder wehten Frühlingslüfte über die Erde. In rauschenden Bergwassern floß der schmelzende Schnee ab, schüchtern, fast mißtrauisch lugten die ersten Alpenpflanzen nach der Sonne aus, ob's ihr wohl ernst sei mit ihrem Scheinen und man sich weiter heraus wagen dürfe? Hier und da lagen noch einzelne Schneeflecke herum wie beim Abbetten vergebene Leintücher. In dem immergrünen Birben- und Fichtenhain lüfteten die Vögel die Flügel, hielten zwitschernde Berathungen und stimmten die kleinen Kehlen zum allgemeinen Jubelgesang.

Von den Fernern donnerten die Lawinen in die Thäler nieder und unter den furchtbaren beweglich gewordenen Massen knirschte Mauer- und Balkenwerk, Baum und Strauch zusammen. Es war ein Drängen und Ringen, ein Donnern und Säufeln — ein Drohen und Locken, ein Bangen und Hoffen in Höhen und Tiefen, und der ewig wagende vorwitzige Mensch

machte sich auch auf aus der langen Winterruh, streckte die Fühler aus und begann mit dem Alpstock die Berge auszutasten, wo in den lockern Schnee der Fuß zu setzen sei.

Nur Rosen lag noch in die Schatten seiner engen, himmelhohen Wände gehüllt wie ein Langschläfer unter der weißen Decke. Vor der Thür des Rosenerhofs stand Leander und fütterte Hansel mit einer großen Maus, die er für ihn gefangen. Hansel war Leander's Liebling geworden von der Stunde an, wo es herauskam, daß er Wallh gehörte, und es ging dem Thier gar gut bei den Rosenern.

Da kam Benedict mit dem Bergstock nach Hause. Er hatte den Weg auf Murzoll ausgekundschaftet und mehrmals zwischen Leben und Tod geschwebt. Sein Blick war unstät, sein ganzes Wesen aufgeregert und finster.

„Nun?“ fragte Leander mit ängstlicher Spannung — „wie ist's?“

„Der Weg ist zur Noth gehbar; wenn ich sie führ', kann sie's riskiren.“

„Geh', Benedict, thu' das nit, lass' sie nit da 'nauf — I bitt Dich drum.“

„Was die will — das will sie!“ sagte Benedict finster.

„Sag' ihr, der Berg sei nit gehbar, dann laßt sie's von selber bleiben.“

„Zu was die Lügelei! sie ändert ihren Sinn

doch nit, wenn sie noch so lang' hier bleibt, und Du hast so nix zu hoffen, sie hat Dir's oft g'nug g'sagt. So a Selbschnabel taugt nit für a Madel wie die Wally! Jetzt gieb Dich z'frieden." Er ging in's Haus. Dem Leander traten die Thränen in die Augen vor Zorn und Schmerz.

Wally kam mit der Heugabel aus dem Stall Benedict entgegen.

"Wally," sagte der, „wenn's sein muß, so will I Dich 'naufführen, I hab den Weg ausg'funden, aber g'fährlich is's noch immer.“

„I dank' schön, Benedict,“ sagte Wally, „so woll'n wir morgen gehen.“ Sie hing die Heugabel auf und ging in die Küche. Benedict stampfte mit dem Fuß und stellte den Alpstock in die Ecke. Eine Weile besann er sich, dann ließ es ihn nicht ruhen — er folgte ihr.

Wally hatte den Rock aufgeschürzt und wollte die Küche scheuern.

„Wally — laß des geh'n, I möcht' mit Dir reden.“

„I kann nit, Benedict, schau, I muß die Kuchel pußen. Wann I morgen fortgeh, muß 's ganze Haus sauber sein. I will kei Schlamperei z'rucklassen.“

„Du hast ja mehr g'arbeit't bei uns als 'geffen und 'trunken. Laß es jetzt gut sein, 's Haus is doch sauber — und wann Du fort bist — is Alles Eins.“

Er laute an einem Stück Holz und spuckte dann die abgeissenen Splitter aus. Wally sah die furchtbare Aufregung, in der er war. Sie hielt mit der Arbeit inne, um ihn anzuhören.

„Wally,“ sagte er, „überleg’ Dir’s doch noch amal, ob D’ nit Ein’n von uns nehme willst. Schau, Du hätt’st ’s doch nit nöthig, daß D’ so stolz bist, Du bist so im Verschrei, daß scho a große Lieb’ dazu g’hört, bis Einer Dich nimmt.“

Wally nickte vollkommen einverstanden mit dem Kopf.

„No, siehst, wir Kosener, wir sind Leut’, die überall anklopfen dürfen, wo jed’s Madel froh is, wenn’s so Ein’ kriegt. Du hast die Wahl zwischen zwei von uns Brüder — und schlagst so ein Glück aus! Schau’ Wally, das könnt’ Dich doch amal reuen!“

„Benedict, Du meinst’s gut und I hab’ Dich und den Leander so gern, wie ma nur einen Menschen gern haben kann, aber nit zum Heirathen. Und I heirath’ halt Kein’, den I nit als Mann gern haben könnt, und daß Du’s nur weißt, I hab amal Ein’ g’sehn, den bring’ I nit aus’m Kopf, und solange I den im Kopf hab’, kann I kein’ Andern nehme.“

Benedict wurde bleich.

„Schau’, I sag’ Dir des, damit D’ endlich Ruh kriegst und Dich nit weiter plagst mit Gedanken an mich. Glaub’s nur, Benedict, I weiß, was D’

für mich 'than hast, Du und Ihr Alle. Ihr habt mich vom Tod errettet, habt mich g'schützt, wie mich der Vater mit G'walt hat holen lassen woll'n, und 's war gar schön, wie Du mich und Dei Hausrecht vertheidigst hast. I wär' ja a glücklich's Madel, wenn I Dich lieb hab'n und den Andern vergessen könnt' — I bin Dir g'wiß dankbar, und wann's Dir was helfen könnt', ließ I's Leben für Dich, — aber sag's selber, was hätt'st an 'ner Frau, die 'n Andern gern hat? Das wär' wahrhaftig a schlechter Dank für 'n Mann, wie Du bist!"

"Ja!" sagte Benedict heiser und wischte sich die Stirn.

"Gelt, jehst siehst ein, daß I weg muß, daß es so nit fortgehen kann?"

"Ja!" sagte er wieder und ging aus der Küche.

Wally sah ihm nach, wie er so bewegt dahinschritt, der brave, stolze Mann, der ihr Alles geboten, was — wie er in seiner ungeschlachten Art selbst gesagt — jedes andere Madel glücklich gemacht hätte. Und sie begriff sich selbst nicht, daß sie den Mann, der so viel für sie gethan, nicht lieber haben konnte als den Fremden, der nicht einmal an sie dachte. Aber es war nun doch einmal so! Gegen den Joseph kam eben doch Keiner auf an Kraft und Herrlichkeit, und sie sah ihn immer vor sich, wie er das blutige Fell des Bären von der Schulter warf und erzählte, wie er mit dem Unthier gerungen, und wie sie ihn

Alle umstanden und bewunderten, ihn den Einzigen, den Schönen, den Gewaltigen. Und wie er ihren Vater bezwungen, den starken Mann, der ihr bis dahin immer so unbezwinglich und schrecklich erschienen war. Und wie er dann so gut, so lieb mit ihm geredet, trotz des Vaters Feindseligkeit. Nein, gegen den Joseph kam Keiner auf. Sie ging wieder an ihre Arbeit. „Wenn's der Joseph wüßt', was I' Alles für ihn hingeb'!“ dachte sie und schaute zu, wie der Benedict draußen vor dem Fenster mit rothem Kopf in den Leander hineinredete und wie Leander weinte.

Der alte Stromminger hatte anfangs getobt und geflucht gegen sein aufrührerisches Kind, und selbst dem guten Caplan von Heiligkreuz war es nicht gelungen, ihn zu besänftigen. Als es endlich ruchbar ward, daß sich Wally auf Rosen verborgen halte, schickte er Leute, sie zu holen. Aber die „Klöße von Rosen“ schob Keiner so leicht auf ihrem eigenen Grund und Boden vom Fleck, und sie vertheidigten ritterlich den altgeheiligten Burgfrieden der Rosener Höfe.

Als aber Wally sah, daß die Brüder eine Leidenschaft für sie faßten, da vertraute sie sich dem ruhigen, besonnenen Nicodemus, und der sah ein, was hier Noth that. Er ging zum Stromminger, und seiner klugen Beredsamkeit gelang es, ihn so weit zu bringen, daß er endlich den Gedanken, Wally

einzusperren, aufgab und sich damit begnügte, sie für immer zu verbannen. Im Sommer sollte sie wieder auf Murzoll das Vieh hüten, „weil das doch das Einzige sei, wozu man sie brauchen könne.“ Im Winter möge sie sich einen Dienst suchen, wo sie wolle, nur dürfe sie nicht in die Heimath zurück.

Als Nicodem mit diesem Bescheid zurückkam, bestand sie darauf, augenblicklich zu gehen und auf dem Ferner die Heerde zu erwarten, und nur der Nachtspruch Nicodem's brachte sie dahin, daß sie wenigstens wartete, bis Benedict zuvor untersucht, ob der Berg schon gehbar sei.

So kam die Stunde, wo Wally abermals vor den Frühlingsklüften herfliehen mußte auf die Berge in die Einöde. Es war ein schwerer Abschied, den sie von den Brüdern und der guten Mariann nahm. Sie waren ihr lieb geworden, die so viel an ihr gethan.

Benedict ging mit ihr hinauf, das ließ er sich nicht nehmen. „Du warst uns so lang anvertraut — wir wollen Dich wenigstens mit heiler Haut wieder abliefern. Was dann mit Dir g'schieht, des könne wir leider Gottes nit hindern!“

Es war ein Schreckensweg, den sie mitten durch die Frühlingsumwälzung zu machen hatten, und Benedict, weit und breit als der kühnste und sicherste Führer bekannt, sagte selbst, so schlimm sei noch keine Bergfahrt gewesen. Sie sprachen wenig, denn sie

waren in einem beständigen athemlosen Ringen um's Leben und konnten nicht rechts noch links schauen. Es war eine schwere Arbeit. Endlich, nachdem sie einen halben Tag mit Schnee und Eis und Geflüst gekämpft, waren sie oben.

Da stand sie noch, die alte Hütte, etwas zerfallener als vorher, und Lasten von Schnee lagen auf dem Dach und rings um sie her.

„Da willst D' also hausen — da! Lieber als bei uns unten in a sichern Heimwesen als Rosenbäuerin a recht's Leben z' führen und a ang'sehene Frau z' werden?“

„I kann nit anders, Benedict!“ sagte Wally leise und blickte schwermüthig auf die verschneite unwirthliche Hütte hin. „I glaub', die Berggeister haben mich in Bann 'than, daß I immer wieder zu ihnen z'ruck muß und im Thal nimmer heimisch werden kann!“

„Man könnt's fast glauben! 's is was eigen's mit Dir. D' bist ganz anders als andere Madeln, und ma muß Dich auch ganz anders lieb hab'n, viel, viel lieber, und doch is 's, als g'hörtest nit zu uns und als trieb Dich a böser Geist um!“

Er warf den Packen mit Lebensmitteln, die er für Wally mit hatte, hin und begann ihr den Schnee von der Thür zu schaffen, daß sie in die Hütte konnte.

„Benedict,“ sagte Wally leise, als könnten sie's hören, „glaubst D' an die seligen Fräul'n?“

Benedict schaute nachdenklich vor sich nieder und zuckte die Achseln. „Was kann ma da sagen! I hab' noch keine g'sehn — aber 's giebt Leut', die lassen sich drauf todt'schlagen!“

„I hab' au nie dran 'glaubt — aber wie I vorig's Jahr da aufi komme bin, da hab' I 'n Traum g'habt, so lebendig, daß ma fast meine könnt', 's wär' gar kei Traum g'west — und seitdem muß I immer bei allem, was mir g'schieht, an die seligen Fräul'n denken.“

„Was war denn des für a Traum?“

„Weißt, der, den I gern hab', is au a Gamsjager und wegen ihm hat mich ja der Vater da aufi g'schickt vorig's Jahr und in der ersten Stund', wo I oben war, traunt's mir, die seligen Fräul'n und der Murzoll thäten mir drohen, wann I von dem Bursch nit ließ, so stürzten's mich in'n Abgrund!“ Und sie erzählte Benedict ausführlich den ganzen Traum. Der schüttelte den Kopf und wurde ganz schwermüthig: „Wally, an Deiner Stell' hätt' I Angst!“

Wally warf den Kopf zurück: „Ach was, Du schießt ja au Gamsen, trotz die seligen Fräul'n. Ma' muß sich nur nit schrecken lassen. I bin seitdem scho über viel Abgründ' wegg'sprunge, I hab's wohl g'spürt, daß mich was 'munterreißen will, aber I hab' mich festg'halten und bin Meister 'blieben.“

Sie hob ihre starken braunen Arme heraus-

fordernd empor: „So lang I die zwei Arm' hab', brauch' I mich vor nix z'fürchten!“

Dem Benedict gefiel das nicht. Er hatte auf seinen einsamen Wanderungen über den furchtbaren Similaun und Wildspitzgletscher einen Hang zum Grübeln angenommen und dachte Manchem tiefer nach, als andere Menschen: „Gieb Acht, Wally! Wer zu hoch 'naus will, der stoßt leicht mit 'm Kopf oben an und das leiden die da droben nit und stoßen ihn 'runter!“

Sie schwieg.

„'s is z'frua, daß Du da 'rauf gehst —“ begann er wieder, „das haltet ja kei Mensch aus!“

„D, wie I abi bin vorigen Herbst, war's noch ärger,“ meinte Wally.

Sie traten in die Hütte.

„Wem nit z'rathen is, dem is nit z'helfen. Aber wenn Dir's Der amal nit lohnt, was Du Alles für ihn durchmachst, dann verdient er, daß ma ihm 'n Kragen umdreht!“

„Wenn er's wüßt', er thät's mir g'wiß lohne!“ sagte Wally und blickte erröthend vor sich nieder.

„Er weiß es nit amal?“ fragte Benedict erstaunt.

„Nein, er kennt mich kaum!“

„No, nachher verzeih Dir's Gott, daß Du Dei Herz so an 'n fremden Menschen hängt — und die, die Dich lieb haben und Dich g'hegt und 'pfelegt

haben, von Dir stoßt! Weißt, des kann kei' Lieb' sein, des is Eigensinn!"

Wally schwieg. Auch Benedict sagte nichts mehr. Er that, wie das Jahr zuvor der alte Klettenmaier gethan hatte. Er richtete Wally, so gut es ging, die Hütte ein und trug ihr Holz im Borrath. Dann reichte er ihr die Hand zum Abschied: „B'hüat Dich Gott da droben! Und wann I Dir noch was sagen dürft', so wär's das: wach' über Dich und bet', daß D' nit böse Mächt verfallst!"

Wally zog es das Herz zusammen, als sein Auge so tief traurig auf ihr ruhte. Ihr war wirklich, als fühlte sie die bösen Mächte um sich herwallen, und fast unbewußt hielt sie den Beschützer, der bisher so treu über sie gewacht, bei der Hand und geleitete ihn ein Stück Weges, als fürchte sie sich, allein zu bleiben.

„Rehr' jezt um! Da wird der Weg schlecht; I danf' Dir für's G'leit!" sagte Benedict und trennte sich von ihr.

„So leb' wohl und komm' guat heim!" rief ihm Wally nach.

Er sah sich nicht mehr um. Sie kehrte nach der Hütte zurück und war wieder allein mit ihrem Geier und ihren Berggeistern. — Aber die Geister schienen versöhnt. Freundlich lächelte Wurzell im Frühlingssonnenglanz dem wiedergekehrten Kind entgegen. Und Wally fand sich in der gewaltigen Um-

gebung nicht mehr fremd, wie früher. Jede Falte auf der Stirn Murzoll's war ihr vertraut. Sie kannte jetzt sein Lächeln und sein Grollen, es schreckte sie nicht mehr, wenn düstere Wolken seine Stirn umlagerten, oder wenn er im Zorn Lawinen in die Tiefe hinabwälzte, sie fühlte sich geborgen an seiner rauhen Brust und sein Sturmesathem wehte ihr die Last vom Herzen, die sie wieder aus der Tiefe mit herauf gebracht. Denn im Sturm liegt eine heilende Kraft, er kühlt das Blut, er trägt die Seele auf seinen rauschenden Schwingen weit fort über alle die Steine und Dornen, zwischen denen sie sich ängstlich flatternd verfangen. Wenn ein Kind sich weh gethan und weint, so blasen wir ihm die schlimme Stelle, sprechen das „Heile, heile“ dazu und das Kind lächelt uns wieder an. So blies Vater Murzoll dem wiedergekehrten Kinde den dumpfen Schmerz weg, der es bedrückte, und sie blickte leuchtenden Auges und gehobenen Herzens in die weite Welt hinaus und — hoffte und harrete.

So vergingen wieder Wochen und Monate. Die Juli-Sonne brannte bereits mit solcher Kraft, daß der Berg völlig ausgeapert, das heißt der leichtere Winterschnee abgeschmolzen war bis zu den Grenzen des ewigen Schnee's, wo Wallh haufte. Dann und wann kam einer der Rosener Brüder herauf und fragte, ob sie ihren Sinn noch nicht geändert. Doch

kam dies nur selten vor und störte Wally's Einsamkeit nur auf wenig Viertelstunden.

Eines Tages stachen die Sonnenstrahlen so ungewöhnlich scharf herab, daß es Wally war, als ginge sie zwischen glühenden Nadeln hin. Wenn die Sonne „sticht“, näht sie Wolken zusammen und bald, etwa um Mittagszeit, hatte sie auch ein dichtes Wolkenzelt um sie her zusammengezogen, hinter dem sie selbst verschwand, und eine bleierne Dämmerung legte sich schwer über die Erde. Eine seltsame Unruhe ergriff die kleine Heerde, dann und wann zuckte es leuchtend auf in dem grauen Luftchaos, wie wenn ein Schlafender mit den Wimpern zuckt — und riesige schwarze Trauerschleier umwallten das Haupt Murzoll's. Hin und wieder zerrissen sie und gaben noch einen schwachen Durchblick in die Ferne frei, aber emsig woben sich an der dünnen Stelle neue Schleier, bis Alles zu war, als gäbe es zwischen Erde und Himmel keinen leeren Raum mehr.

Wally wußte wohl, was das zu bedeuten habe, sie hatte schon manches schwere Wetter hier oben erlebt. Sie trieb die Heerde zusammen unter einen Felsvorsprung, den sie selbst im Laufe der Zeit als Nothpferch hergerichtet hatte. Aber eine junge Geiß hatte sich verstriegen, Wally mußte gehen, sie zu suchen. Noch kein Wetter war mit solcher Schnelligkeit herangekommen. Schon begann es rund um den Berg dumpf zu murren. Brausend segte die

Windsbraut heran und warf einzelne schwere Hagelkörner nieder. Jetzt handelte es sich noch um Minuten und das Zicklein war nirgend zu sehen. Wally löschte ihr Herdfeuer und trat hinaus in den Kampf der Elemente wie eine heldenmüthige Königin unter die Schaaren ihrer aufrührerischen Unterthanen. Und königlich sah sie aus, ohne es zu wissen und zu wollen. Sie hatte ein kleines kupfernes Milchtesselnchen gegen den Hagel wie ein Helm auf den Kopf gestülpt und wie ein Mantel hing eine dicke Pferdedecke von ihren Schultern nieder. So, den Krummstab statt der Lanze in der Hand, warf sie sich dem Sturm entgegen und kämpfte sich durch bis auf eine Felszacke, wo sie nach dem verlorenen Thier ausschauen konnte. Aber es war unmöglich, in dem Nebel etwas zu erkennen. Wally stieg weiter und weiter bis auf den Weg, der vom Hochjoch hinüber in's Schnalsferthal führt. Und da tief unten in der Schlucht hing das Zicklein am jähen Abhang und zitterte vor Angst und krümmte sich unter den Schlägen der schweren Eiskörner. Und das hilflose Thier dauerte sie — sie mußte sich seiner erbarmen. Immer dichter prasselte der Hagel auf sie herab und peitschte ihr Sturm und Regen in's Gesicht, immer näher schwoh es heran, wie das Wogendonnern einer nahenden Sündfluth — aber es focht sie nicht an, das stumme Hilfeslehen des geängstigten Thieres übertönte das Tosen, und ohne sich zu besinnen,

Konnte sie hinab in die neblige Tiefe. Mit unsäglicher Mühe erreichte sie auf dem schlüpfrigen Pfad das Thier soweit, daß sie es mit ihrem Krummstab fassen und zu sich heranziehen konnte, dann warf sie es über die Schulter und stieg wieder, mit Händen und Füßen kletternd, empor. Da — war es, als schösse ein Feuerstrom vom Zenith in die Schlucht hernieder, krachend splitterte unter ihr in der Tiefe eine Fichte und, als brüllten Himmel und Erde zugleich, ein Knattern von oben, ein Brausen, ein Donnern stürzender Bäche und Blöcke von unten, daß der einsamen Pilgerin, die da an dem dröhnenden Felsen hing, war, als drehe sich die Welt in wilder Auflösung um sie her. Wie betäubt schwang sie sich endlich auf den sichern Rand des Saumpfades empor, sie mußte einen Augenblick Athem schöpfen und die Nässe aus den Augen wischen, denn sie konnte fast nichts mehr sehen und dazu zappelte das Zicklein auf ihrer Schulter, daß sie's binden mußte, um es weiter tragen zu können. Schlag auf Schlag krachte indessen über ihr, unter ihr, und als sei der Himmel ein leckes Gefäß voll Feuer, so troffen die Blitze in feurigen Güssen nieder. Da — was war das — eine Menschenstimme! Ein Hilferuf klang ganz deutlich durch das Getös. Wally, die nicht gezittert hatte vor der Wuth des Orkans und des Donners — jetzt — erbehte sie. Eine Menschenstimme — jetzt! — hier oben bei ihr in dem furcht-

baren Aufruhr der Natur, im Chaos! Das erschreckte sie mehr als das Loben der Elemente. Sie lauschte mit gespanntem Athem, woher der Ruf komme und ob sie sich nicht getäuscht. Da rief es wieder und zwar ganz dicht hinter ihr: „He, Du dort — hilf mir doch!“ Und aus dem Nebel und Regen tauchte eine Gestalt auf, die eine zweite Gestalt zu schleppen schien. Wally stand wie erstarrt, was war das für ein Gesicht? Die brennenden Augen, der schwarze Schnurrbart, die feingebogene Nase, sie schaute und schaute und war unfähig, ein Glied zu rühren vor selbigem Schreck — es war ja der St. Georg — der Bären-Joseph.

Aber auch er war über Wally erschrocken, als sie sich umwandte, nur aus einem andern Grund, als sie über ihn. „Jesus Maria, — 's is a Mabel!“ sagte er fast scheu — und betrachtete Wally voll Staunen. Als er sie von rückwärts gesehen, hatte er wegen ihrer Größe geglaubt, es sei ein Hirt — jetzt hatte er ein Mädchen vor sich. Und wie sie so vor ihm stand, den langen Mantel in starren Falten um sich geworfen, das Haupt kriegerisch gegen den Hagel behelmt, die dunkeln Haare aufgelöst und triefend um das Gesicht hängend, den Krummstab in der Hand und auf der breiten Schulter das Zicklein, die großen Augen flammend auf ihn geheftet, da ward ihm einen Augenblick unheimlich, als habe er etwas Uebernatürliches vor sich. In seinem ganzen

Leben hatte er noch kein so gewaltiges Frauenbild gesehen, und er brauchte eine Weile, bis er sich mit ihr zurecht fand.

„Ach,“ sagte er, endlich begreifend, „Du bist am End' die Geier-Wally vom Stromminger?!“

„Ja, die bin I!“ erwiderte das Mädchen athemlos.

„Ah so! ja, da sollt' I eigentlich nit mit Dir z'schaffen hab'n!“

„Warum nit!“ frug Wally erbleichend, und ein Blik suchte gerade auf sie nieder, daß ihr kupferner Helm roth aufleuchtete.

Joseph mußte innehalten, so schmetternd war der Schlag, der ihm folgte, und mit neuer Wuth prasselte ein Hagelschauer herab. Joseph schaute verlegen auf das Mädchen, sie stand unbeweglich, indeß die Eisstücke Beulen in das leichte Kesselchen auf ihrem Kopf schlugen. Joseph beugte sich über die leblose Gestalt, die er trug.

„Weißt, I bin halt seit der G'schicht in Sölden mit Dei'm Batern in Verschmach, und d' Leut' sagen, mit Dir sei's au nit zum Auskomme. Aber das arme Madel kann halt nimmer weiter, 's is a Blik neben ihr eing'schlagen und hat's umg'worfe, und sie is ganz von sich! Geh', führ' uns in Dei Hütt'n, daß die Dirn ausruhen kann, bis 's Unwetter vorbei is — nachher geh'n wir glei' wieder — und 's soll au g'wiß nimmer vorkomme!“

Wally sah ihn auf diese Rede seltsam an — halb trozig, halb schmerzlich. Ihre Lippen zuckten, als wolle sie heftig etwas erwidern, aber sie bezwang sich und nach einem kurzen stillen Kampfe sagte sie nur: „Komm!“ und schritt ihm voran. Nach einer Weile blieb sie stehen und fragte: „Wer is die Dirn?“

„'s is a Magd aus'm Bintschgau und kommt in's Lamm nach Zwieselstein. Mei Mutter is g'storben, und da hab' I 'rüber müssen in's Bintschgau, wo sie z'Haus war, wegen der Erbschaft, und weil wir g'rad einen Weg g'habt haben — hab' I's Madel mit 'rüber g'nomme!“ antwortete Joseph ausweichend.

„Dei' Mutter is g'storben? O Du armer Joseph —“ rief Wally theilnehmend.

„Ja — das war a harter Schlag!“ sagte Joseph tieftraurig: „das guate Müater!“

Wally sah, daß es ihm weh that, davon zu reden, und schwieg. Sie sprachen nichts mehr, bis sie die Hütte erreichten.

„Des is a bö's Loch!“ sagte Joseph, als er sich beim Eintreten trotz des Bückens die Stirn anstieß: „Da g'hört scho was dazu, sei' Kind in so'n Hundstall z'stecken! No Du hast's ihm freili darnach g'macht.“

„So — weißt Du des? fuhr jetzt Wally bitter auf, während sie ihr Zicklein losband und in einer Ecke absetzte. Dann schüttelte sie ihr Lager zurecht

und half Joseph die Fremde darauflegen. Ihre Hände zitterten dabei.

„Nei,“ fuhr Joseph harmlos fort: „Des weiß Feder, daß D' so wild bist wi Dei' Vater und daß D' Gellner-Vincenz beinah todtg'schlag'n hätt'ft und Dei'm Vatern d' Scheuer an'zünd't im Zorn! I mein halt, wenn's D' jetzt schon so anfangst, kannst's noch weit bringen!“

„Weißt D' warum I den Vincenz g'schlagen hab' und d' Scheuer an'zündt?“ frug Wally mit bebender Stimme: „Weißt, warum I da heroben bin in dem Hundstall, wie Du's g'heißten hast? Weißt'?“ Und sie zerbrach mit den Händen einen starken Ast über dem Knie, daß das Holz krachend splitterte, und Joseph unwillkürlich ihre Kraft bewunderte.

„Nein,“ sagte er, „woher soll I's wissen?“

„Nei, wenn's Du's nit weißt, so red' auch nit!“ grollte sie leise und machte Feuer, um für die Kranke Milch zu wärmen.

„So sag' mir's, wenn's D' meinst, I thu' Dir Unrecht!“

Da schlug Wally plötzlich wieder jene gellende bittere Lache auf, die ihr eigen war, wenn ihr heimlich das Herz blutete. „Dir — Dir soll I's sagen?!“ rief sie. „Ja — Du wär'ft mir g'rad der Rechte, dem I's saget!“ Und sie spülte mit fieberhaftem

Eifer ein Kesselchen, goß die Milch hinein und hing es über das prasselnde Feuer.

Joseph fühlte nicht den Schmerz heraus, der in diesem Hohn lag — er fühlte nur den Hohn und wandte sich verdroffen von ihr ab: „Mit Dir is nit z'reden, da hab'n die Leut' scho recht!“ Von nun an beschäftigte er sich nur noch mit der Kranken.

Auch Wally schwieg und blickte nur dann und wann, während sie herumhantirte, verstohlen auf Joseph, der übergossen von dem rothen Feuerschein auf einem Schemel unweit des Lagers saß. Wie ein paar Kohlen glühten seine Augen im Widerschein der Flammen, die bald schwächer, bald heller aufleuchteten und das schöne, strenge Gesicht des Jägers wunderbar wechselnd verklärten, daß es bald düster, bald freundlich erschien.

Da fiel Wally plöghlich ihr Traum der ersten Nacht hier oben ein. „Wenn ihn die seligen Fräulein so sehen könnten, sie müßten an ihm vergehen wie Schnee am Feuer!“ so etwas mochte sie wohl denken und ihr war, als könnte sie, wie man vom Herzen sagt, auch den Blick nur blutend von ihm losreißen, und es fielen ihr wirklich ein paar heiße Tropfen vom Auge, als sie sich abwandte, zwar keine Blutstropfen, aber sie thaten nicht minder weh.

Die Fremde kam jetzt zur Besinnung und frug erstaunt: „Was is denn?“

„Sei nur ruhig, Afra,“ sagte Joseph, „weißt,

der Blitz hat Di' fast erschlagen, und da hat uns die Stromminger Wally in ihr Hütt'n g'führt."

"Jesus Maria! bei der Geier-Wally find wir?" sagte das Mädchen erschrocken.

"Sei staad," tröstete sie Joseph, "sobald D' Dich erholt hast, geh'n wir wieder!"

"Also bis in's Buntschgau 'nüber hast scho von mir g'hört? Da trink Eins auf den Schreck," sagte Wally ruhig mit einem Anflug gutmüthigen Spottes und reichte ihr die warme Milch mit etwas Branntwein gemischt. Joseph war aufgestanden, um Wally mit dem Getränk an das Bett zu lassen. Afra versuchte sich aufzusetzen, aber es ging nicht, und Wally griff rasch zu und richtete sie auf, sie hielt sie im Arme wie ein Kind und gab ihr mit der andern Hand zu trinken. Afra that einen durstigen Zug aus der Holzschale, aber sie war so schwach, daß ihr Kopf auf Wally's Schulter sank, nachdem sie getrunken. Wally winkte Joseph, ihr die Schale abzunehmen, und blieb so geduldig sitzen, um die Kranke nicht zu stören.

Joseph betrachtete sie nachdenklich, wie sie so auf dem Bettrand saß, das Mädchen im Arm: "A schön's Dirnd'l bist" — sagte er ehrlich — "nur schad', daß D' so schiech bist!"

Eine leise Röthe überflog Wally's Gesicht bei diesen Worten.

"Aber Dir schlägt amol Dei Herz!" sagte Afra,

„I spür's an Deiner Achsel.“ Und sie hob jetzt etwas kräftiger den Kopf und sah ihr in das düstere, luftgebräunte Gesicht und die großen Augen. Wally betrachtete jetzt auch die Fremde aufmerksamer. Sie mochte wohl schon fünf- bis sechsundzwanzig Jahr alt sein, aber sie hatte liebliche Züge, seelenvolle blaue Augen und blondes Haar, wie von Seide gesponnen. Wally fand, daß sie schön sei, und ein eigenthümlich banges, widerwilliges Gefühl beschlich sie dabei. Sie sah auf Joseph, stand auf und fing wieder an herumzuhantiren.

„Ist denn des auch g'wiß die Geier-Wally?“ fragte jetzt Afra ihren Führer, als könne sie es nicht begreifen, daß die verschrieene Geier-Wally so gut sein sollte.

„Ma sollt's nit meine, aber sie sagt ja selber, sie sei's!“ erwiderte Joseph halblaut.

„Und I will Dir's glei beweisen, daß I's bin,“ rief Wally mit aufwallendem Stolz, öffnete die Thür und rief hinaus: „Hansl — Hansl, wo bist?“ Ein greller Schrei antwortete ihr und sogleich kam Hansl vom Dach herabgebraust und zur Thür herein.

„Jesus, was is des?“ schrie Afra, sich bekreuzend, aber Joseph stellte sich vor sie, um sie zu schützen.

„Des ist der Geier, den I als Kind aus'm Nest g'nommen hab' — drüben an der Burgsteinwand. Von dem hab' I ja mein' Namen — die

Geier-Wally!" Und ihr Auge hing so stolz an dem Vogel, wie das eines Soldaten an der eroberten Fahne: „Da schauft, so hab' I mir'n zähmt, daß I 'n frei 'rumfliegen lassen kann und er fliegt mir doch nit davon!" Sie setzte ihn sich auf die Schulter und entfaltete seine Schwingen, damit Joseph sähe, daß sie nicht beschnitten waren.

„Das is a Staatskerl," sagte Joseph, und sein Sägerauge hing feindlich lüftern an der stattlichen Beute, die kein Jäger dem andern, geschweige denn einem Mädel gönnt! Es mußte etwas in diesem Blick liegen, das den Geier reizte, denn er stieß ein eigenthümliches Pfeifen aus, bog den Hals vor und sträubte die Federn gegen Joseph.

Wally fühlte die ungewohnte Bewegung auf ihrer Schulter und suchte den Geier mit Streicheln zu beschwichtigen. „No Hansl, was fällt dir denn ein, bist doch sonst nit so!"

„Aha, Kerl — gelt, merkst 'n Jaga," lachte Joseph herausfordernd und griff übermüthig nach dem Vogel, als wolle er ihn von Wally's Schulter reißen. Da entfaltete das gereizte Thier plötzlich seine Kraft, breitete die Schwingen aus, rauschte zur Decke auf und stieß mit seiner ganzen Macht auf den Feind nieder. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich Wally's Lippen, Afra flüchtete sich in eine Ecke, die enge Hütte war fast ausgefüllt von dem brausenden Ungethüm, das auf keinen Ruf seiner

Herrin mehr hörte, mit dem furchtbaren Schnabel immer wieder auf Joseph eindrang und ihm die Fänge in die Hüfte zu schlagen versuchte. Es war nichts mehr als ein Knäuel von kämpfenden Fäusten und Fittigen, daß die Federn stoben und die Wände roth wurden, wo Joseph's blutige Hände sie berührten. „Mei Messer, wann I nur mei Messer 'rausbringe könnt',“ schrie Joseph.

Wally riß die Thür auf: „'naus, Joseph, in's Freie — in dem engen Loch kannst ihm ja nit auskomme.“

Aber der „Bären-Joseph“ lief nicht vor einem Geier davon. „Der Deifel soll mich holen, wann I vom Fleck geh'!“ stöhnte er. Noch einen Augenblick schwankte der Kampf. Da bekam Joseph, das Gesicht an die Wand gedrückt, mit den eisernen Fäusten den Geier bei den Fängen zu packen und zwang nun das sträubende Thier mit Riesenkraft wie in einer Falle nieder, während es ihm mit dem Schnabel Hände und Arme zerhackte. „Setz mei Messer, zieg' mir's Messer 'raus — I hab' ja kei Hand frei,“ rief er Wally zu.

Aber Wally nützte den Augenblick anders, sprang bei und warf dem Geier ein dickes Tuch über den Kopf. Nun war es ihr auch ein Leichtes, ihm mit einem Strick die Füße zusammen zu binden und so war er unschädlich gemacht. Joseph warf ihn zur Erde. Dhnmächtig zuckend zerarbeitete sich das stolze

Thier in dem Tuche am Boden und Joseph ging hin und lud seine Flinte.

„Was machst D' da?“ frug Wally erstaunt.

„I lad' mei Biren,“ sagte er und biß die Zähne zusammen vor Schmerz an seinen zerhackten Händen. Als er geladen, nahm er den gefesselten Vogel vom Boden auf und warf ihn vor die Hütte, hinaus in's Freie, dann stellte er sich unweit davon auf, legte an und sagte leise, gebieterisch zu Wally: „Setz bind' ihn los.“

„Was soll I?“ fragte Wally, die nicht recht zu hören glaubte.

„Fliegen sollst D' 'n lassen!“

„Zu was?“

„Daß I 'n schießen kann — weißt nit, daß a rechter Saga kei Wild anders als im Sprung oder im Flug schießt?“

„Ja, um Gotteswillen!“ schrie Wally, „Du wirfst mir doch mein' Hansl nit derschließen woll'n!“

Joseph sah sie nun seinerseits verwundert an: „Soll I den bissigen Ruach etwa leben lassen?“

„Joseph —“ rief Wally und trat entschlossen vor ihn hin: „Lass' mir mein' Hansl ungschoren! I hab' den Vogel seine Alten ab'kämpft mit Lebensg'fahr, hab'n vom Nest auf'zogen, kei Mensch mag mich als des Viech — 's is mei Einzig's, was I hab' auf der Welt — dem Hansl darfst nix thun!“

„So,“ sagte Joseph scharf und bitter, „der

Satan hat mir beinah d' Augen ausg'hackt und I soll'm nix thun?"

"Er hat Dich halt nit kennt! Was kann denn der Vogel dertür, daß er nit g'scheidter is — Du wirfst Dich doch nit rächen woll'n an so 'n unvernünftigen Thier."

Joseph stampfte mit dem Fuß. „Setz bind'n auf, daß er fliegen kann, oder I schieß'n so z'sammen.“ Er legte die Büchse an.

Da stieg Wally das heiße Blut zu Kopf und sie vergaß Alles um ihren Schützling. „Des woll'n wir doch sehn,“ rief sie in flammendem Zorn, „ob Du Dich vergreifen wirst an mein' Eigenthum. Thu' die Bir'n weg! Der Vogel g'hört mir! Hörst's? Mir g'hört er! Und I laß ihm nix g'schehen, 's mag kommen, was will. Weg mit der Bir'n — oder D' sollst mich kenne lerne!“ Und sie schlug ihm mit einem raschen Griff die Flinte aus der Hand, daß der Schuß sich krachend gegen die Felswand entlud.

Es lag etwas in ihrer Haltung, was den gewaltigen Burschen, den Bärenjäger, bezwang, daß er scheinbar ruhig den Stützen aufnahm und mit bitterem Hohn sagte: „Meintswegen! I will Dir Dein' krummschnableten Schatz lassen — 's is vielleicht doch der Einzige, den D' kriegst in Dei'm Leben —! Du — D' bist halt die Geier=Wally!“

Und ohne sie weiter eines Blickes zu würdigen,

riß er sein Taschentuch in Streifen und versuchte, sich die zerfleischten Hände damit zu verbinden. Wally sprang herbei und wollte ihm helfen, jetzt erst sah sie, wie schlimm die Wunden waren, und ihr war, als blute ihr eigenes Herz bei dem Anblick: „O Jesus, Bua, was hast für Händ'“, schrie sie auf, „komm, I will Dir's abwaschen und richten.“

Aber Joseph schob sie bei Seite: „Laß —! die Afra kann's machen!“

Er trat in die Hütte. Wally überkam eine tödtliche Angst. Sie fühlte plötzlich, daß sie sich ihn zu Feind gemacht, vielleicht für immer, und ihr war, als müsse sie sterben bei diesem Gedanken. Wie gebrochen ging sie ihm nach und ihre Augen verfolgten mit einer Art von eifersüchtigem Haß die Fremde, während diese Joseph sorgfältig verband.

„Joseph,“ sagte Wally mit erstickter Stimme, „Du mußt nit meinen, I machet mir nix aus Deine Wunden, weil I Dich den Hansl nit hab' derschießen lass'n. Schau, wär'n i' da dervon heil word'n — so hätt'st wegen meiner 'n Hansel und mich dazu derschießen könne — aber so hätt's ja doch nix g'holfen.“

„'s is scho gut, D' brauchst Dich nit z' entschuldige,“ sagte Joseph abwehrend. „Afra,“ frug er das Mädchen, „kannst jetzt weiter?“

„Ja,“ sagte diese.

„So mach' Dich fertig, wir woll'n geh'n!“

Wally entfärbte sich. „Joseph — magst nit noch a wenig ausruhen — I hab' Dir ja noch kein' Zmbiß 'geb'n! I will Dir noch g'schwind was Koch'n — oder magst 'n Schluck Milli?“

„I dank Dir für Alles — I will jetzt mach'n, daß I z'Haus kumm vor Nacht. 's regnet ja nimmer und die Afra kann wieder lauf'n.“

Damit half er der Dirn sich fertig machen, hing die Büchse über die Schulter und nahm den Alpstock zur Hand.

Da hob Wally eine der Federn auf, die Hansel im Kampfe verloren und steckte sie Joseph auf den Hut: „Die Feder mußt tragen, Joseph; Du darfst sie tragen, denn Du hast ja den Geier 'zwunge und er wär' ja Dei Jagdbeut', wenn's D'n mir nit g'schenkt hätt'ft.“

Aber Joseph nahm die Feder vom Hut: „D' magst's gut meine — aber die Feder trag I nit — I bin nit g'wohnt, mei Beut mit Madeln z'theilen!“

„So nimm den Geier ganz mit, I schenk' ihn Dir, aber I bitt' Dich nur, lass'n leben!“ stieß Wally athemlos heraus.

Joseph sah sie verwundert an. „Was fällt Dir denn ein! I werd' Dir nix nehme, wodran Dir Dei Herz so hangt. Vielleicht fang' I amal 'n lebendigen Bären, den bring I Dir noch dazu, daß die G'sellschaft vollständig wird! Aber bis dahin siechst mi

nimmer, 's könnt' mir doch amal passiren, daß I den Vogel derschießet, wann I'n wo treffet — da will I's Revier lieber meiden! B'hüat Gott und Dank für's Obdach!"

Damit schritt er stolz und ruhig aus der Hütte.

Da bückte sich Afra und hob die von Joseph geworfene Feder auf. „Schenk' mir die Feder,“ sagte sie, „I will's in mei Betbüchel legen und so oft I's sieh, a Vaterunser für Dich beten!“

„Wegen meiner!“ sagte Wally dumpf, sie hatte kaum gehört, was Afra sprach. Es pochte und hämmerte in ihrer Brust und sauste in ihren Ohren, als tose noch das Unwetter um sie her. Sie ging den Dahinschreitenden nach vor die Hütte. Das Unwetter hatte sich verzogen, die schwarzen Wolkenschleier hingen zersezt herab und durch die Risse schimmerte die feucht verschwommene Ferne. Nur dumpf grollte der abziehende Donnergott nach und verrauschend stürzte das Wasser in den Runsen zur Tiefe, sonst aber war Alles still und ruhig rings umher und ein weißes Leichentuch von Schnee und Eiskörnern hatte sich über den Berg gebreitet.

Wally stand regungslos, die Hände auf die Brust geprezt. „Er kann sich's ja nit denken, wie arm Eins sein muß, wenn's sei Herz an so'n Vogel hängt!“ sagte sie zu sich selbst. Dann kniete sie nieder und band das halb erstarrte Thier los, das schwankend auf ihren Arm klomm und sie verständig

anschaute, als wolle es sie um Verzeihung bitten. „Ja, schau mich nur an,“ schluchzte sie, „o Hansl, Hansl — was hast mir g'than!“

Sie setzte sich auf die Stufen ihrer Hütte, ließ Hansl zur Erde und weinte so recht aus Herzensgrund, bis sie's satt bekam, sich selbst schluchzen zu hören. Sie blickte hinauf, wo eine hohe Schneewand senkrecht hinter ihr emporstieg, hinunter, wo rechts und links in den überschnittenen Mulden der Tod sein kaltes Nest bereitet hatte, hinaus in die graue Ferne, wo lange Regenstreifen vom Himmel zur Erde niederhingen, und plötzlich fühlte sie es wieder, ganz und schwer, wie am ersten Tag, daß sie in der Einöde war — und blieb!

X.

Die Höchsbäuerin.

Wieder war ein Jahr vergangen, ein schweres Jahr für Wally, denn als der einsame Sommer in der Wildniß vorüber war und Stromminger die Heerde holen ließ, stieg Wally auf der andern Seite des Feners hinab in das Schnalsferthal, wo sie ganz fremd war, und suchte sich da einen Dienst. Zu den Hofenern wollte sie nicht wieder zurück, da sie

ihr Werben abweisen mußte. Es wurde ihr hier ebenso schwer mit dem Geier ein Unterkommen zu finden, wie drüben im Dexthal, und sie verzichtete endlich auf jeden Lohn, nur damit Hansel mit aufgenommen wurde. Natürlich war ihr Loos ein trauriges, sie wurde um dieser „Narrheit“ — wie sie's nannten — willen herumgestoßen und verächtlich behandelt von den Frauen und mußte sich oft mit Gewalt gegen die gemeine Zudringlichkeit der Männer wehren, die hier wie überall Gefallen an der schönen Dirn fanden. Dennoch ertrug sie das Alles standhaft, denn sie war zu stolz, um unter einer Last zu ächzen und zu wehklagen, die sie freiwillig auf sich genommen.

Aber sie wurde hart und immer härter dabei, gerade das, wovor der gute Caplan sie gewarnt. Die Geister aller gemordeten Freuden ihres jungen Lebens gingen in ihr um und schrien nach Rache. In dem kurzen Mai des Lebens sind drei verlorene Jahre viel. Andere junge Mädchen weinen und klagen um einen verlorenen Tanz! Wally trauerte nicht um all die versäumten Tänze, um all die tausenderlei Vergnügungen ihres Alters, sie trauerte nur um die versäumte Liebe, und das Gemüth, das kein Sonnenstrahl des Glücks beschienen, wurde herb und hart, wie die Frucht, die nur im Schatten gereift ist.

So stieg sie wieder zur Frühjahrszeit auf den

Ferner. Es war ein rauhes Frühjahr und ein stürmischer Sommer, wo Regen, Schnee und Hagel mit einander abwechselten, daß Wally's Kleider oft Tage-lang nicht mehr trocken wurden und sie ganze Wochen hindurch in einem undurchbringlichen Chaos nasser Wolken athmete, in dem es nimmer Licht werden wollte, wie vor dem ersten Schöpfungstag.

In Wally's Brust malte sich das große Chaos im Kleinen, Grau in Grau. Die ganze Welt war nur noch ein trüber, finsterner Traum, wie dies Nebel-treiben um sie her — und der Gott kam nicht, der da sprach „es werde Licht!“

Eines Tages aber, nach endlosen Wochen der Finsterniß, sprach er dennoch sein mächtiges Schöp-fungswort und der erste Lichtstrahl schoß wieder durch die Wolken und zertheilte sie, und allmählig schied sich aus dem Chaos eine schöne geordnete Welt aus, mit Bergen und Thälern, Feldern, Wäl-dern und Seen, und das Alles lag plötzlich fertig vor Wally da und ihr war, als wäre auch sie erst neu zum Leben erweckt, wie einst die Stammutter der Menschheit, daß sie sich dieser Welt erfreue, die Gott so schön geschaffen, daß er sie sich nicht allein gönnte, sondern sich noch Wesen dazu schuf, sie mit-zugenießen!

Sollte es denn wirklich auf dieser schönen Welt kein Glück geben? Und warum hatte Gott sie, die arme Eva, da heraufgesetzt in die Einöde, daß der,

für den sie geboren war, sie nicht finden mochte?
„D hinunter, hinunter, 's is genug hier oben!“
schrie es plötzlich in ihr auf und wild brach mit
einemmal die Luft zu leben, zu lieben, zu genießen
in ihr hervor, daß sie die Arme sehnsüchtig aus-
breitete nach der sonnigen, lachenden Welt da unten!

„Wally, Du sollst abi kumme glei — der Vater
is g'storben!“ Der Hirtenbub stand vor ihr!

Wally starrte ihn wie träumend an.

War es ein Spud ihres eigenen Herzens, das
eben erst so aufrührerisch nach Glück geschrien? Sie
faßte den Buben bei den Schultern, als wolle sie
fühlen, ob es etwas Wirkliches, kein Trug sei!

Er wiederholt die Botschaft: „Das Uebel an
sei'm Fuaf is immer schlimmer wor'n. Der Brand
ist derzukomme und heut Morgen war er todt! Jetzt
bist Du Herr auf'm Höchsthof und der Klettenmaier
laßt Dich grüßen.“

So war es wahr, wirklich! Der Erlöser, der
Friedens- und Freiheitsbringer stand leibhaftig vor
ihr! Darum hatte Gott ihr die Welt so schön ge-
zeigt, als wollte er ihr vorhersagen: „sieh, das ist
jetzt Dein! Komm herab und nimm, was ich Dir
bescheert!“

Und sie ging still nach ihrer Hütte und schloß
sich ein. Dort kniete sie nieder, dankte und betete
— betete seit langer Zeit zum erstenmal wieder in-
brünstig aus tiefster Seele, und heiße Thränen um

den Vater, der nun dahingegangen, ohne daß sie ihn je kindlich lieben gedurft und gekonnt, quollen aus dem erlösten, versöhnten Herzen hervor!

Dann stieg sie nieder in die Heimath, die ihr nun endlich wieder Heimath war, wo ihr Fuß wieder auf eigenen Grund und Boden trat. Der Klettenmaier stand vor dem Thor und schwenkte jauchzend die Mütze, als sie ankam. Die Magd, die vor zwei Jahren so grob gegen Wally gewesen, brachte ihr heulend und unterwürfig die Schlüssel und unter der Zimmerthür empfing sie Vincenz.

„Wally,“ begann er, „D’ hast mich zwar schlecht behandelt, aber —“

Wally unterbrach ihn ruhig, aber streng: „Vincenz, hab’ I Dir Unrecht ’than, so mag mich Gott dafür strafen, wie’s ihm g’fällt. I kann’s nit be-
reuen und nit gut machen, und I verlang auch nit von Dir, daß Du’s mir verzeihst! Jetzt kennst mei Meinung und jetzt bitt’ I, laß mich allein!“

Und ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, ging sie zur Leiche ihres Vaters hinein und schloß die Thür. Thränenlos stand sie da. Sie hatte weinen gekonnt um den verklärten Vater, der die irdische Hülle abgestreift hatte; aber vor der irdischen Hülle, die mit plumper Faust sie selbst und ihr Leben verpfuscht, die sie geschlagen und getreten hatte, vergoß sie keine Thräne, da war sie wie von Stein!

Sie betete ruhig ein Vaterunser, sie kniete nicht

dabei nieder. Wie sie vor dem lebenden Vater gestanden, regungslos, in sich zusammengefaßt, so stand sie auch vor dem todtten, nur jetzt ohne Groll, versöhnt durch den Tod.

Dann ging sie in die Küche, um Alles für den Smbiß zu rüsten, wenn „z'Nacht“ die Nachbarn zum Beten und zur Todtenwacht kommen. Da gab es alle Hände voll zu thun, und als es Mitternacht war, füllte sich die Stube so mit Betern, daß Wally kaum genug zu essen und zu trinken herschaffen konnte; denn je reicher ein Bauer ist, desto mehr Nachbarn finden sich zum Wachen ein.

Wally sah das Alles mit stillem Widerwillen mit an. Da lag ein todtter Mann — und sie aßen und tranken wie die Fliegen dabei. Das dumpfe Summen und Treiben um sie her war ihr so ungewohnt auf die erhabene Stille ihrer Berge und kam ihr so klein und elend vor, daß sie sich unwillkürlich wieder hinwegwünschte auf ihre Höhen.

Stumm und kalt schritt sie zwischen den heulenden, essenden und trinkenden Leuten hindurch und man fand, sie sähe ihrem todtten Vater recht ähnlich. Am dritten Tage war das Begräbniß. Von allen Ortschaften nah und fern kamen die Leute herbei, theils um den gefürchteten und angesehenen Höchstbauern die letzte Ehre zu erweisen, theils um sich bei der bösen Geier-Wally, die nun doch Herrin der großen Stromminger'schen Besitzungen geworden,

„wohl dran zu machen“. Denn war sie auch bisher eine „Mordbrennerin“ und ein „Thunitgut“ gewesen — jetzt war sie die reichste Bäuerin im Gebirg und das änderte Alles!

Wally fühlte diesen Umschlag wohl und wußte auch, woher er kam. Als nach dem Begräbniß dieselben Leute, die sie vor einem Jahr, da sie hungernd und frierend um einen Dienst bat, mit Schimpf und Schande von der Thür gewiesen, jetzt mit krummem Buckel und grinsend vor ihr standen — da wandte sie sich mit Ekel ab — und von der Stunde an verachtete sie die Menschen!

Auch der Caplan von Heiligkreuz und die Rosener waren gekommen. Jetzt war der Augenblick da, wo sie ihnen wenigstens äußerlich vergelten konnte, was sie ihr Gutes gethan, da sie arm und verlassen gewesen, und sie zeichnete sie vor allen Andern aus und hielt sich allein zu ihnen.

Als der Leichenschmaus vorüber war und die Leute sich endlich zerstreut hatten, da blieb der Caplan von Heiligkreuz noch ein wenig bei ihr und sprach manches gute Wort: „Du bist jetzt eine Herrin über vieles Gefind,“ sagte er, „aber bedenke, daß, wer sich nicht selbst zu beherrschen weiß, auch niemand Andern beherrschen wird! Es ist ein uraltes Wort: „Wer nicht gehorchen kann, der kann nicht befehlen.“ Lerne gehorchen, mein Kind, damit Du befehlen kannst!“

„Aber, Hochwürdiggnaden, wem soll I denn g'hörchen, 's is ja Niemand mehr da, der mir was z'sagen hätt'?"

„Gott!"

Wally schwieg.

„Da," sagte der Caplan und zog etwas aus der Tasche seines weiten Rockes, „schau, das hab' ich schon lang für Dich bestimmt, seit Du damals bei mir warst; aber auf Deinen Wanderungen hättest Du's doch nicht mit Dir nehmen können." Er nahm aus einer Schachtel ein sauber geschnitztes Heiligenfigürchen mit einem Postamentchen von Holz.

„Schau, das ist Deine Schutzpatronin, die heilige Walburga. Weißt Du noch, was ich Dir sagte vom harten und weichen Holz, und vom lieben Gott, der aus einem knorrigen Stock eine Heilige schnitzen kann?"

„Ja, ja," sagte Wally.

„Nun siehst Du, damit Du's nicht vergiffest, hab' ich Dir von Sölden so ein Figürchen kommen lassen, das häng' über Deinem Bette auf und bete fleißig davor, das wird Dir gut thun."

„I dank schön, Hochwürden," sagte Wally sichtlich erfreut und nahm das zerbrechliche Dingelchen behutsam in die harten Hände. „I will g'wiß immer dran denken, wenn I's anschau, was Sie ihm für eine sinnreiche Auslegung 'geben hab'n! Also so hat die heilige Walburga ausg'schaut: — O das muß

ein gar lieb's schön's Mensch g'wesen sein! Ja, wer so fromm und brav wär, wie Die!"

Und als der Klettenmaier über den Hof auf sie zukam, hielt sie ihm das Figürchen entgegen und rief: „Schau, Klettenmaier, was I kriegt hab': die heilige Walburga, mei Schußpatronin! Dafür schick'n wir aber 'm Herrn Caplan das erste schöne Lammel, das wir ziehen, zum G'schent.“

Der gute Caplan legte zwar lebhaftere Verwahrung ein gegen diese Art von Gegengabe, aber Wally ließ es sich in ihrer Freude nicht nehmen.

Als der Caplan fort war, ging Wally in ihre Kammer und nagelte die Schnitzerei zu den Heiligenbildern über ihrem Bett auf und rings darumher wie einen Kranz die Kartenblättchen der alten Luckard. — Dann ging sie, zu sehen, was es in Haus und Hof etwa zu thun gäbe.

„Hansel,“ rief sie im Vorbeigehen dem Geier zu, der auf dem Holzschuppen saß, „jetzt find wir da Meister!“ Und das Gefühl der Herrschaft durchdrang sie nach der langen Knechtung, wie berauschen-der Wein, in durstigen Zügen getrunken, dem Ver-schmachtenden die Adern schwellt!

Auf dem Hofe hatte sich das durch Vincenz gedungene Gesind versammelt und Vincenz selbst war mitten darunter. Er war hager und gelblich=blaß geworden und am Hinterkopf hatte er in dem dichten schwarzen Haar eine kahle Stelle wie eine Tonsur.

Die funkelnden Augen lagen tief in ihren Höhlen, wie Wolfsaugen, die aus einem Felspalt heraus auf Beute lauern.

„Was giebt's?“ frug Wally und blieb stehen.

Die einft so grobe Oberdirn näherte ſich ihr in ſcheuer Unterwürfigkeit. „Wir hab'n Dich nur frag'n woll'n, ob D' uns jetzt fortſchickſt, — weil wir ſo böſ gegen Dich war'n, wie der Stromminger noch g'lebt hat? Weißt, wir hab'n halt thun müſſ'n, wie er's g'wollt hat.“

„Ös habt's Guer' Schuldigkeit 'than,“ ſagte Wally ruhig. „I ſchick Rein' fort, ehvor I nit g'funden hab', daß er unehrlich oder im Dienſt ſchlecht is, und wenn Ös kein' ſo krummen Buckel vor mir machtet's — thätet 's mir beſſer g'fallen! Geht's an Guer Arbeit, daß I ſieh, was Ös ſchafft's — des is g'scheidter, als die Faxen!“

Die Leute entfernten ſich. Vincenz blieb ſtehen und ſeine Augen haſteten glühend an Wally. Sie drehte ſich nach ihm um und ſtreckte die Hand gegen ihn aus. — „Nur Ein'n verbann' I von mei'm Grund und Boden, Dich Vincenz!“ ſagte ſie.

„Wally!“ ſchrie Vincenz auf, „des — des für Alles, was I für Dein' Vater 'than hab'?“

„Was Du mei'm Vater als Verwalter g'holſen haſt, ſo lang er lahm war, ſollſt erſetzt kriegen — I ſchenk Dir die Matten, die an Dein'n Hof ſtoßen und Dei Gut rund machen, I denk, damit is Dei

Rüh und Zeit bezahlt — und wann's nit is, so sag's, I will Dir nix schuldig bleiben — verlang, was D' magst — aber geh' mir aus die Augen!"

„I will nix, I mag nix als Dich, Wally, ohne Dich is mir Alles Eins. Du hast mich beinah' umbracht, Du hast mich g'mißhandelt, so oft D' mich g'sehen hast — und — der Teufel soll's holen — I kann nit von Dir lassen! Schau, für Dich thät I Alles. Für Dich könnt' I 'n Mord begehen — für Dich verkaufet I meiner Seelen Seeligkeit — und D' willst mich mit a paar Matten abspeisen! Meinst, D' wirft mich so los? Biet' mir Alles, was D' hast, Dei ganzes Eigenthum und das ganze Dehthal derzu — I spuck Dir drauf, wenn D' mir Dich nit giebst — schau mich an: 's zehrt mir's Mart aus — I weiß nit, was des is, aber für 'n einzigen Ruß von Dir schenk' I Dir all mei Hab und Gut und will mei Lebtag hungern! Jetzt schick mir den Rechenmeister und laß mir noch a mal vorrechnen, mit wieviel Bagen und Graseln D' mich abfinden willst!“ Und mit einem Blick wilden, bittersten Hohnes ließ er die erstaunte Wally stehen und verließ den Hof. —

Ihr graute vor ihm. So hatte sie ihn nie gesehen — sie hatte einen Blick in die Tiefe einer unberechenbaren Leidenschaft gethan und sie schwankte zwischen Abscheu und Mitleid.

„Was hab' I denn an mir,“ dachte Wally,

„Daß die Buben alle so närrisch mit mir sind?“
Ach, und nur der Eine kam nicht, der Einzige, den sie haben wollte — verschmähte sie. Und wie — wenn er sich gar am Ende verheirathete unter der Zeit? Der Athem stockte ihr bei dem Gedanken. Sie dachte wieder an jene Fremde, die er damals mit über das Hochjoch gebracht. Doch nein — das war ja eine Magd!

Aber es mußte bald etwas geschehen! Sie war jetzt reich und angesehen, sie durfte ihm jetzt schon eher einen Schritt entgegen thun! Dennoch sträubte sich ihr jungfräulicher Stolz gegen den Gedanken und „Zuwarten — immer Zuwarten!“ war Alles, was ihr übrig blieb. —

Kuhelos trieb es sie in Haus und Feld um. Woche um Woche verstrich und sie konnte sich nicht eingewöhnen. Es zeigte sich bald, daß sie für das Dorfleben verdorben war. Sie war und blieb das Kind Murzoll's, die wilde Wally. Sie verhöhnte unbarmherzig, was ihr kleinlich und albern erschien, sie band sich an keine Tagesordnung, an keinen Brauch, kein Herkommen. Sie scheute Niemanden. Was Furcht sei, das hatte sie verlernt droben auf dem Ferner; die eiserne Stirn, die sie dort oben den Schrecken der Elemente geboten, trug sie auch dem kleinen Leben hier unten entgegen. Gewaltig an Leib und Seele stand sie da mitten unter den Dörflern, wie eine Gestalt aus einer andern Welt. Ein

Fremdling geworden in dem häuerlichen Treiben, wie alles Fremdartige feindselig angestaunt von den Bauern, die es aber doch nicht wagten, der großen Höchsthäuerin zu nahe zu treten. Aber das Mädchen fühlte die Feindseligkeit wohl heraus und auch die Feigheit, die sie hinterrücks anfeindete und ihr in's Gesicht freundlich that. „I hab' nach Niemand nix z' fragen,“ wurde ihr trotziger Wahlspruch, und so that sie, wozu das wilde Herz sie trieb. War es ihr drum, so arbeitete sie tagelang wie ein Knecht, um das läffige Gesind anzufeuern, kam Einer mit etwas nicht zu Streich, so riß sie es ihm ungeduldig aus der Hand und machte es selbst. — Dann träumte sie tagelang melancholisch hin, oder sie streifte in den Bergen umher, daß die Leute meinten, es sei nicht recht geheuer mit ihr. Während dessen thaten die Knechte und Mägde, was sie wollten, und die Bauern raunten sich schon schadenfroh zu, sie werde auf diese Art das ganze Anwesen zu Grunde gehen lassen.

Und während sie so gegen Brauch und Ordnung verstieß, war sie auf der andern Seite streng bis zur Härte in Dingen, mit denen es die Bauern gar nicht so genau nahmen. Erwischte sie einen Knecht auf Unehrllichkeit oder falschem Spielen, so zeigte sie ihn beim Landgericht in Zinst an. Mißhandelte Einer ein Thier, so packte sie ihn, außer sich vor Wuth, am Kragen und schüttelte ihn. Kam Einer Abends

betrunken nach Haus, so ließ sie ihn zu Schimpf und Schande vor die Thür sperren und die Nacht draußen zubringen, es mochte regnen oder schneien. Erwischte sie eine Dirn auf Lieberlichkeit, so jagte sie sie noch in derselben Stunde aus dem Haus. Denn ihr Sinn war rein und keusch geblieben, wie der Gletscher, auf dem sie so lange einsam gehaust. All das Geliebel und Geflüster und Einandernachschleichen und „Fensterln“ um sie her erfüllte sie mit Abscheu.

Das Alles brachte sie in den Ruf schonungsloser Härte und machte sie so gefürchtet, wie es einst ihr Vater war.

Trotzdem war's, als habe gerade sie's den Buben angethan. Nicht nur ihren Reichthum, nein sie, sie selbst in ihrer ganzen Seltsamkeit begehrten die Bursche. Wenn sie so vor ihnen stand, so groß, als stünde sie auf einer Erhöhung, so schlank und doch so fest und stolz gebaut, daß die hochgewölbte Brust fast das knappe Nieder zersprengte, wenn sie den nervigen Arm, so nervig wie der Arm eines Jünglings, drohend gegen sie aufhob und ein Blitz des Spottes herausfordernd aus den mächtigen schwarzen Augen flammte, dann ergriff die Burschen eine Liebes- und Kampfeswuth, daß sie auf Leben und Tod mit ihr rangen, um einen einzigen Kuß zu erlangen. Dann aber, weh' ihnen! Denn sie waren nicht stark genug, dies Weib zu zwingen, mit

Spott und Schande zogen sie ab und der mußte erst kommen, der es mit ihr aufnehmen konnte — ob er je kam? Genug, sie wartete auf ihn!

„Wer mir nachsagen kann, daß I ihm a Buß'l 'geben hab, den heirath I, — wer aber nit amol so stark is, daß er mir das Buß'l mit G'walt abnimmt, für den is die Höchsthäuerin nit g'wachsen“ — sagte sie eines Tages im Uebermuth und bald war das Wort in der ganzen Gegend herum und die Burschen von Nah und Fern zogen herbei, ihr Glück zu versuchen und sie beim Wort zu nehmen. Es wurde förmlich zur Ehrensache, um die wilde Wally zu werben, wie jedes Wagesstück eine Ehrensache für den wehrhaften Mann ist.

Bald war kein heirathsfähiger Sohn im ganzen Deß- und Gurgler- und Schnalsferthal, der nicht versucht hätte, Wally zu erobern und ihr den Fuß abzurufen, den noch Keiner gewonnen. Und sie freute sich des wilden Spiels und ihrer gewaltigen Kraft, sie wußte, daß von ihr gesprochen wurde weit und breit und daß der Joseph immer von ihr hören würde, und sie meinte, nun müsse er es doch endlich der Mühe werth finden, zu kommen und den Preis davon zu tragen, und wär's auch nur, um seine Macht zu erproben. Wenn er nur da war, dachte sie — warum sollte er sie nicht lieb gewinnen, wie alle Andern, wenn sie noch dazu recht gut und „g'schmach“ mit ihm war? Aber er kam nicht. Statt

seiner kam eines Tages der Söldener Bot herüber in den „Hirsch“, der dicht an den Stromminger'schen Gemüsgarten stieß. Wally, die eben darin jätete, hörte Joseph's Namen nennen und horchte hinter dem Zaun auf des Boten Erzählung.

Der Joseph Hagenbacher kehre, seit seine Mutter gestorben sei, öfters im Lamm in Zwieselstein ein, berichtete der Bote, und man munkle etwas von einer Liebchaft mit der hübschen Afra, der Schenkdirn im Lamm. Gestern sei er denn auch wieder dort gewesen und habe mit der Afra allein am Wirthstisch gefessen, während die Wirthin in der Küche war. Da sei plötzlich der Stier ausgebrochen und wie eine Windsbraut durch's Dorf gerannt. Es habe sich ihm eine Horniß in's Ohr gesetzt gehabt. Alles flüchtet in die Häuser und schließt die Thüren, auch der Lammwirth will eben zumachen, da sieht er, daß sein Jüngstes, ein fünfjähriges Dirndl, auf der Gasse liegt. Es kam nicht auf, denn die Kinder haben Post gespielt und das Kleine war an einen schweren Schubkarren angespannt, als der Schreckensschrei vor dem Stier her ertönt; die andern Kinder laufen fort, aber das Lieserl kann nicht mit dem schweren Karren so schnell vom Fleck, es fällt und verwickelt sich in die Stricke — so liegt's mitten auf dem Weg und das Unthier schnaubt mit gesenkten Hörnern heran. Da ist keine Zeit mehr, das Kind loszumachen oder mitammt dem Karren wegzuschleppen, der Stier ist

da, — der Lammwirth und die Afra schreien, daß man's durch's ganze Dorf hört — aber da — da ist auch schon der Joseph und stößt der Bestie eine Heugabel in die Seite. Der Stier brüllt auf und wirft sich auf den Joseph — jetzt schreit Alles zu den Fenstern heraus um Hilfe — aber Keiner hilft ihm. Joseph packt den Stier bei den Hörnern und drängt ihn mit Riesenkraft ein, zwei Schritte zurück. Der Stier ringt mit ihm. Indessen hat der Lammwirth Zeit gehabt, das Kind zu holen, aber nun handelt sich's um den Joseph, den Alle im Stich lassen. Die Afra ringt die Hände und schreit um Hilfe, der Stier drückt den Joseph mit den Hörnern zu Boden und will ihn zermalmen, aber der stößt ihm von unten das Messer in den Hals, daß das Blut über ihn wegspritzt. Jetzt bäumt sich das Thier und hebt ihn mit auf, denn Joseph hält mit den Händen die Hörner fest, der Stier rast eine Strecke mit ihm fort, ihn halb in der Luft, halb auf der Erde mitschleifend. Joseph läßt nicht los, er will ihn wieder zum Stehen bringen. Der Stier blutet aus fünf Wunden, er wird allmählig schwächer, Joseph faßt ein Paar Mal Fuß, aber immer gewinnt der Stier wieder die Uebermacht und reißt ihn in verzweifelten Sätzen mit sich fort. Jetzt haben sich auch die Bauern ermannt, Joseph zu helfen, und kommen nach, der Lammwirth voran, mit Heugabeln und Beilen. Aber wie der Stier den Lärm hinter

sich hört, senkt er die Hörner wieder und wirft sich mit Joseph gegen ein geschlossenes Scheunenthor, daß man meint, Joseph müsse zerquetscht sein; das Thor weicht und springt auf unter dem Stoß, der Stier stürzt in die Scheune und wühlt sich in der Todesangst zwischen Leitern, Wagen und Pflügen ein, daß Alles übereinanderfällt. Aber Joseph hat sich am Gebälk darüber weg in die Höhe geschwungen und schlägt die Thür zu, damit das wüthende Thier nicht noch einmal hinaus kommt, man hört ihn von Innen die Thür verrammeln. Er ist mit dem Unthier eingeschlossen in dem engen Raum, und die draußen stehen da und können nichts machen. Das ist ein Stampfen und Stürzen, ein Stöhnen und Brüllen da drin, daß es den Leuten graust beim Anhören. Endlich wird's still. Nach einer hangen Weile wird die Thür aufgemacht und der Joseph kommt taumelnd heraus, ganz in Blut und Schweiß gebadet. Sie meinen, der Stier sei todt, aber der Joseph meint, es sei doch schad um das schöne Thier, die Wunden könnten wieder heilen, sie gingen nicht in's Leben.

In der Scheuer sieht es wüß aus, Alles durcheinander, zertreten und zertrümmert, aber der Stier liegt an allen Bieren geschnürt und gefesselt am Boden. Er liegt regungslos auf der Seite und schnauft und lechzt, wie ein Kalb auf dem Meßgerwagen. Der Joseph hatte das Thier lebend ge-

bändiget und noch dazu ganz allein! Das machte ihm Keiner nach.

Als sie mit Joseph in's Lamm zurückkamen, da fiel ihm die Afra vor allen Leuten heulend und schreiend um den Hals und die Lammwirthin brachte ihm das Lieserl auf dem Arm und sie wollten ihn tractiren mit dem Besten, was das Haus vermag — aber dem Joseph war's nicht mehr um's Lustigmachen. Er trank einen Schoppen für den ärgsten Durst und ging heim. Das ganze Dorf war voll von dem Joseph und es war eine große Sauferei ihm zu Ehren bis in die Nacht hinein.

So erzählte der Söldener Bot und es war wieder ein Lebens und Aufhebens von dem Joseph Hagenbacher und die Leute wunderten sich, daß er nie auf hier komme. Die Höchsthäuerin habe doch so viele Freier, nur der Joseph schiene Nichts von ihr wissen zu wollen. —

Wally verließ den Zaun, die Worte trieben ihr die Schamröthe in die Stirn: also sogar die Leute sprachen schon davon, daß der Joseph sie verschmähe?! Und der Afra ging er nach? Das war dieselbe, die er voriges Jahr mit über den Ferner gebracht, für die er damals schon so besorgt war!

Sie setzte sich auf einen Stein nieder und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Ein Sturm tobte in ihrem Innern. Liebe, Bewunderung, Eifersucht! Ihr Herz war wie zerrissen. Sie liebte ihn

— liebte ihn wie noch nie, als habe der rasche Athemzug, mit dem sie die Erzählung seiner That begleitet, den glimmenden Brand zur hellen Lohe angefacht. Das, das hatte er wieder vollbracht — aber sie hatte kein Theil daran — für den Brodherrn der Afra hatte er's vollbracht — der Afra zu Liebe! War es denn möglich? Mußte sie einer Magd weichen, sie die Höchsthäuerin? War sie nicht die reichste und, wie ihr alle Buben sagten, die schönste Dirn im Land? War Einer weit und breit, der's mit ihr an Kraft und Klüftigkeit aufnehmen konnte, war sie nicht die Einzige Seinesgleichen — und sie sollten nicht zusammenkommen? Es gab nur den Einen Joseph auf der Welt und er sollte nicht ihr gehören? An die Afra, an so eine armselige hergelaufene Dirn sollte er sich wegwerfen? Nein, das konnte nicht sein, das war unmöglich! Warum sollt' er auch nicht manchmal im Lamm einkehren, ohne daß es um der Afra willen sein mußte? Er streifte ja so viel auf der Jagd herum und das Lamm liegt gerade am Zwieselstein, wo alle Wege sich kreuzen! „O Joseph, Joseph — komm!“ stöhnte sie laut und warf sich mit dem Gesicht zur Erde, als wolle sie die Gluth in den thauigen Krautblättern kühlen. Dann fiel ihr wieder ein, daß der Bot gesagt, die Afra sei Joseph um den Hals gefallen nach seiner Rückkehr. Es schüttelte sie bei dem Gedanken. Und da kam es ihr plötzlich in den Sinn, wie das wäre, wenn sie sein Weib

wäre und ihn, wenn er müde, zerschunden und blutend von solch einer That nach Haus käme, in ihren Armen empfangen und erquickten dürfte mit jeder Labung. Wie sie ihm die heiße Stirn waschen und die Wunden verbinden und ihn an ihrem Herzen ausruhen lassen wollte, bis er einschlief unter ihren Liebkosungen! Noch nie hatte sie so etwas gedacht, aber wie ihr das Alles jetzt so einfiel, da erhebt sie unter einem nie gekannten Gefühl, wie die aufgebrochene Blume erzittert, wenn sie die Knospenhülle sprengt.

In diesem Augenblicke war sie zum Weibe gereift, aber wild und ungestüm, wie Alles in ihr war, so regte das, was sie zum Weibe machte, alle verborgen schlummernden feindlichen Kräfte in ihr zum Kampf gegen sich auf und es erhob sich ein furchtbarer Aufruhr in ihrem Innern.

Der Abendwind strich kalt über sie hin, sie fühlte es nicht, es wurde Nacht und die ewig ruhigen Sterne schauten mit verwunderten Blicken auf die zuckende Gestalt herab, die da im Nachtthau auf dem Boden lag und sich das Haar zermühlte. —

„Die Bäuerin is heut Nacht wieder amol nit z' Haus g'west,“ raunte am andern Morgen die Oberbirn dem übrigen Gesinde zu. „Was die nur treibt in der Nacht?“ Und sie steckten Alle die Köpfe zusammen und flüfterten untereinander.

Aber wie Spreu im Wind stoben sie auseinander, denn Wally kam vom Gemüsegarten her auf

den Hof zu. Sie war blaß und sah so stolz und herrisch drein, wie noch nie. Und so blieb es auch. Von dem Tag an war sie wie verwandelt, ungerecht, launenhaft, reizbar, daß Keiner sich mehr mit ihr zu reden traute als der Klettenmaier, der noch immer mehr bei ihr galt, als die Andern. Und dabei schlug ihr die Hoffahrt überall zum Dach hinaus, denn ihr drittes Wort war: „die Höchsbäuerin!“ Für die „Höchsbäuerin“ war nichts gut genug — „die Höchsbäuerin“ brauchte sich Das und Jenes nicht gefallen zu lassen, „die Höchsbäuerin“ durfte sich erlauben, was kein Anderer durfte — und dergleichen Aergerniß mehr! Es war, als räche sie sich dafür, daß der Joseph ihr solch eine hergelaufene Dirn vorzog, indem sie sich so recht als die große vornehme Bäuerin zeigte. Wenn er sie so sah in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit — mußte ihm dann nicht die Afra recht armselig und gering dagegen vorkommen? Alle Tage zog sie sich an, als wär's Sonntag, und ließ sich neue Kleider machen, ja sogar ein ganzes silbernes „G'schnür“ ließ sie sich von Zinst kommen mit allerlei Gehäng in Filigranarbeit, so schwer und kostbar, wie noch keins im Dexthal gesehen worden. Und zu der Frohnleichnamsp procession in Sölden legte sie die Trauer um den Vater ab und stroßte so von Silber und Sammt und Seide, daß die Leute gar nicht beten konnten, sondern sie immer anschauen mußten. Es war das erste Mal, daß sie eine Proceffion mit-

machte, denn was sie eigentlich für eine Christin sei, mußte überhaupt kein Mensch, und es war klar, daß sie nur mitging, um ihre neuen Kleider und ihr G'schnür zu zeigen, weil da die meisten Leute von den Ortschaften hinauf und hinunter zusammen kamen.

Das rauschte und klingelte, wenn sie niederkniete, vor lauter Steifigkeit und Falten und silbernem Gebimmel und prahlte: „seht, das kann nur die Höchsthäuerin!“

Da, als das letzte Evangelium gelesen wurde, kam eine kleine Unordnung in den Zug und es traf sich, daß Leute, die hinter ihr gewesen, nun vor ihr gingen. Es war die Lammwirthin von Zwieselstein und neben ihr die hübsche, schlanke Afra. Sie sah sich nach Wally um und nickte ihr zu. Dann blickte sie nach Joseph, der weiter hinten bei den Mannsen ging, so schien es wenigstens Wally. Die Afra sah so lieblich aus in dem Augenblick, daß Wally vor Eifersucht ganz vergaß, ihren Gruß zu erwidern. Jetzt hörte sie, wie die Afra zu ihrer Nachbarin sagte: „Seht, Lammwirthin, die da hinter uns, das ist die Geier-Wally, die den Joseph von ihrem Geier so zerhacken lassen hat. Jetzt nimmt die mir nit amol d' Zeit ab — und I hab' doch so viel Vater-unser für sie bet't!“

„Die Müh' hätt'st Dir sparen könne,“ fiel jetzt Wally in das Gespräch ein, „für mich braucht Niemand z'beten — des kann I scho selber!“

„Aber mir scheint — Du thust's nit!“ gab Afra zurück.

„I hab's au nit so nöthig, wie andre Leut'! I hab' mei Sach' und brauch'n lieben Gott nit um so viel z'bitten wie a arme Magd, die um jeden Schuhbündel, den sie braucht, a Vaterunser beten muß.“

Jetzt stieg auch der Afra die Zornesröthe in's Gesicht. „D, a Schuhbündel, um den ma bet't hat, kann Ei'm mehr Glück bringe — als a silbern's G'schnür, das ma gottlos tragt!“

„Ja, ja,“ mischte sich die Lammwirthin in's Gespräch, — „da hat die Afra ganz Recht!“

„Sticht Euch mei silbern's G'schnür in d' Augen, so geht's hinter mir, nachher braucht Ihr's nit zu sehen — 's schickt sich eh' nit, daß die Höchstdäuerin hinter einer Magd herläuft.“

„'s könnt' Dir gar nix schaden, wenn Du in der Afra ihre Fußtapsen treten thätst, daß Du's nur weißt!“ warf die Lammwirthin zurück.

„Schämt Euch, Lammwirthin, daß Ihr Euch so g'mein macht mit Eurer Magd!“ rief Wally mit blitzenden Augen, „wer nit auf sich halt't — auf den halten Andere au nix!“

„D, o — a Magd ist doch au noch a Mensch!“ sagte Afra, am ganzen Leibe zitternd. „Der seidene Rock wird's wohl vor'm lieben Gott nit ausmachen,

der siehst doch, was d'runter ist — a guat's oder a schlecht's Herz!"

„Ja freili!“ rief Wally mit ausbrechendem Haß; „so a guat's Herz, wie Du, kann nit Feder hab'n — b'sonders für die Buaben. Pfui Teufel!“

„Wally!“ schrie Afra auf, und Thränen stürzten ihr aus den Augen. Aber sie mußte schweigen, denn in dem Augenblick war die Kirche wieder erreicht, der letzte Segen wurde ertheilt und der Zug löste sich auf. Da schoß Wally an der Afra vorbei wie eine Königin, daß sie sich an der Lammwirthin halten mußte, sie hätte sie fast ungerannt, und Alle sahen ihr nach. Die Mannsen meinten, ein schöneres Mensch geb's in Tirol nicht, aber die Weibsen vergingen vor Neid.

„Die schaut jetzt anders aus, als droben auf'm Hochjoch, wo sie in 'ner Hundshütten g'haust hat, nit Kambelt und nit zöpft wie a Wilde!“ sagte der Joseph, der nicht weit davon stand, und sah ihr mit großen Augen nach. Dann winkte er der Afra Adjes zu und trat aus dem Zug aus; er mußte noch vor Mittag mit einem Fremden fort und ging heim, sich zu rüsten.

Die Afra aber eilte Wally nach. Ihre hübschen blauen Augen sprühten unter Thränen, wie wenn man Wasser in's Feuer schüttet, sie war ganz außer sich und die Lammwirthin mit ihr. Sie erreichten Wally am Wirthshaus. Auch Wally war in der

furchtbarsten Aufregung. Sie hatte den liebevollen, vertraulichen Gruß gesehen, den Joseph der Afra zugenickt, und ihr — ihr hatte er, wie sie glaubte, keinen Blick gegönnt — und jetzt war er fort und alle ihre Hoffnungen, die sie auf den heutigen Tag gesetzt, betrogen. Diese Afra! auf sie hatte sich ihr ganzer Zorn geworfen, sie hätte sie zertreten mögen! Und nun stand die Afra vor ihr und hemmte ihren Schritt und redete sie zornig herausfordernd an — sie — die niedere Dirn!

„Höchstbäuerin,“ stieß Afra athemlos heraus, „Du hast da was g’sagt, des kann I nit auf mir sitzen lassen, denn des geht mir an die Ehr’ — was soll des heißen von den guaten Herzen für die Buaben? Des will I wissen, was da dahinter steckt!“

„Willst mit der Höchstbäuerin anbinden?“ rief Wally laut und ihr funkelnder Blick traf das Mädchen so recht von oben herunter. „Meinst, I laß mich mit so Einer auf Streit ein, wie Du bist?“

„Mit so Einer?“ schrie das Mädchen, „was für Eine bin I denn? I bin a arm’s Madel und hab’ Niemand g’habt, der für mich g’sorgt hat — aber I hab’ doch Niemand nix z’ Leid ’than und Niemand bei Haus anzünd’t — I brauch mir von Dir nix g’fallen z’lassen, weißt!“

Wally bäumte sich auf, wie von einer Schlange gestochen. „A Dirn bist — a schamlose Dirn, die sich die Buaben vor alle Leut’ an’n Hals wirft!“

schrie sie, sich und Alles vergessend, daß die Leute sich um sie versammelten.

„Was — wem — hätt' I mich an'n Hals g'worfen?“ stammelte das Mädchen erbleichend.

„Soll I Dir's sagen? Soll I?“

„Ja, sag's nur, I hab' mei guat's G'wissen und die Lammwirthin kann bezeugen, daß's nit wahr is!“

„So! Is's nit wahr, daß Du Dich dem Joseph vor zwei Jahr, wo D' ihn kaum kennt hast, an Hals g'hängt hast, daß er Dich hat über's Hochjoch mitschleppen und Dich 'n halben Weg hat tragen g'üßt, weil D' Dich g'stellt hast, als könnt'st nit weiter? Is's nit wahr, daß D' seitdem den Joseph nimmer loslaßt, daß er scho gar in's G'schrei mit Dir kommen is? Is's nit wahr, daß Du den Joseph andere Dirne willst wegnehme, die a besser's Recht auf ihn hätten und bessere Frauen für ihn wären, als so a herg'laufene Magd? Is's nit wahr, daß D' neulich bei der G'schicht mit dem Stier dem Joseph vor'm ganzen Dorf um'n Hals g'fallen bist, als wärst sei' verlobte Braut? Is's etwa nit wahr?“

Afra schlug die Hände vor's Gesicht und weinte laut auf: „O Joseph, Joseph, daß I mir des g'fallen lassen muß!“

„Sei ruhig, Afra,“ tröstete sie die gutmüthige Lammwirthin; „sie hat sich selber verrathen, des is nur die Wuth, daß der Joseph ihr nit nachlauft

und sich mit d'Finger bei ihr verbrenne will, wie alle andern Mannsleut. D wäre nur der Joseph da — der thät's ihr anders sagen!"

„Ja, des glaub' I scho, daß der sein' liebe Schatz nit im Stich ließ" — und Wally lachte auf, so schneidend, so furchtbar grell, daß es von den Bergen wiederhallte wie Wehegeschrei: „So a Schatz, der sich Gim' glei an 'n Hals wirft, is freili bequemer, als einer, den ma sich erst erobern muß und bei dem's Gim' passiren könnt, daß ma mit Schand' und Spott abziehen müßt! Mit so Einer bind't sogar der stolze Bärenjoseph lieber an, als mit der Geier-Wally!"

Jetzt trat der Lammwirth heran: „Hör Du!" sagte er, „jezt hab' I's g'nug! Das Madel da is a brav's Madel, — mei Frau und I wir stehen für sie ein — und wir lassen ihr nix g'schehn. Du nimmst z'ruck, was D' da g'sagt hast, I befehl' Dir's, verstehst mich?"

Wieder lachte Wally auf. „Lammwirth — hast Du scho in Dei'm Leben g'hört, daß der Geier sich vom Lamm commandiren laßt?"

Alles lachte über das Wortspiel, denn der Lammwirth war sprüchwörtlich ein „Lamperl", weil er ein schwacher gutmüthiger Mann war, der sich Alles gefallen ließ.

„Ja, Du verdienst Dein' Namen, Du Geier-Wally — Du!"

„Platz da,“ rief jetzt Wally — „I hab's g'mug, mit Euch das leere Stroh z'dreschen. Laßt mich 'nein!“ Und sie wollte Afra unter der Thür zur Seite schieben.

Aber die Lammwirthin hielt Afra am Arm.

„Nein, Du brauchst der da kein' Platz z'machen, geh' Du nur voran, Du bist nit schlechter wie Die!“ und sie wollte sich mit Afra vor Wally zur Thür hineindrängen.

Da faßte Wally das Mädchen beim Nieder, hob es auf und warf es vor die Thür den Nächststehenden in die Arme: „Berst kommen die Bäuerinnen, nacher die Mägd'!“ Dann trat sie Allen voran in's Zimmer und setzte sich zu oberst an den Tisch.

Alles wieherte und klatschte in die Hände vor Vergnügen über den prächtigen Spaß. Die Afra weinte und schämte sich so, daß sie nicht mehr hineinwollte und Lammwirths gingen mit ihr nach Hause.

„Wart nur, Afra — I schick' ihr den Joseph, der soll ihr dersfür thun!“ tröstete sie die Lammwirthin auf dem Heimweg; aber Afra schüttelte den Kopf und meinte, das könne ihr Alles nichts helfen, beschimpft sei und bleibe sie doch.

„Ja, warum hast aber auch mit der bösen Strommingerin anbunden, der geht ja Jeder aus'm Weg, wann er kann,“ schalt gutmüthig der Lammwirth.

Indessen saß Wally drinnen und schaute durch das Fenster zu, wie die Afra mit Lammwirths fortging. Das Herz schlug ihr so, daß das silberne Behäng an ihrem Busen leise klorrte.

Wally wurde aufgefördert zu essen, die Rudelesuppe werde kalt; aber sie fand die Suppe schlecht und die Hammelsrippen so zäh wie Leder, warf einen Gulden auf den Tisch, ließ sich nicht herausgeben und rauschte an den erstaunten Bauern vorüber zur Thür hinaus.

Wie vor fünf Jahren nach der Firmelung riß sie sich, als sie heimkam, in ihrer Kammer die schönen Kleider vom Leibe und warf sie in die Truhe. Das silberne Gschnür mit der Filigranarbeit zertrat sie zu einem Klumpen. Was hatte ihr der Staat geholfen?! Dem hatte sie ja doch nicht darin gefallen, dem sie gefallen wollte! Dann warf sie sich wie damals auf ihr Bett und haderte mit allen Heiligen. Ein schneidendes Weh wühlte wie mit Messern in ihrem Innern. Da fiel ihr Auge auf die geschnitzte Walburga über ihr und da dachte sie, daß der Schmerz, den sie empfand, wohl das Messer des lieben Gottes sein könne, der nun an ihr herumschnitze, um die Heilige aus ihr zu machen, von der der Caplan gesagt. Aber warum sollte sie denn eine Heilige werden? — Sie wäre lieber eine glückliche Frau gewesen! Und das wäre so leicht gegangen und dazu hätte der liebe Gott auch gar

nichts an ihr zu schnitzeln gebraucht — dazu wäre sie schon recht gewesen, wie sie war!

So grollte sie und bäumte sich auf gegen das Messer Gottes.

XI.

Endlich.

Seit jenem Tage war es gar nicht mehr mit Wally auszuhalten. Ganze Nächte trieb sie sich im Freien herum. Bei Tage war sie dann von einer Hefigkeit ohne Maß und Grenzen, arbeitete ruhelos von früh bis spät und verlangte, daß alle Andern es ihr nachthaten, was für die Meisten eine Unmöglichkeit war. Der Gellner-Vincenz durfte jetzt öfter einmal vorsprechen, er mußte immer, was es Neues gab im Thal — und Wally war auf einmal so auf Neuigkeiten erpicht. Wie das der Vincenz merkte, machte er es sich förmlich zur Aufgabe, landauf und -ab Alles auszukundschaften, um immer neuen Stoff für Wally zu haben. So gewöhnte sie sich allmählig dran, ihn wieder täglich zu sehen. Und der merkte bald, daß ihre Neugier immer mehr nach Sölden und Zwieselstein zugin, als wo anders, und klug wie er war, begriff er leicht den Zusammenhang.

Er brachte allerhand Nachrichten von dem fortbauern- den Verkehr zwischen Joseph und der Afra, die Wally sichtlich in die furchtbarste Aufregung ver- setzten. Aber er that, als merke er nichts, und redete jetzt auch vorsichtigerweise nichts mehr von Liebe — das machte sie sicher und zutraulich. Aber ihn ver- zehrte die Eifersucht auf Joseph. Dieser Hagenbach war der Fluch seines Lebens. Da war kein Ruhm, den er nicht vorweg nahm, kein Heldenstück, in dem er ihm nicht zuborkam, kein Preisfesteln oder Schießen, in dem er nicht den Preis gewann — und nun nahm er ihm auch noch das Herz Wally's weg, das sich seinem hartnäckigen Werben doch vielleicht zugewendet hätte, wenn der Joseph nicht wäre! Warum schüttet unser Herrgott Alles auf Einen aus, während er Andere so karg hält? murrte Vincenz und quälte sich innerlich ab, wie die Wally. Hätten Beide ihren Schmerz und Groll zusammen gethan — man hätte das ganze Deßthal damit verheeren können! —

Eines Abends, es war Heuernte, half Wally einen großen Heuwagen aufladen. Die Fuhre war fertig und nun sollte der schwere Querbaum hinauf- gezogen werden, aber das Heu war so hoch gepackt, daß ihn die Knechte nicht hinaufbrachten. Wenn sie ihn halb oben hatten, ließen sie ihn wieder rutschen und lachten und machten dummes Zeug. Da riß der Wally die Geduld. „Runter, Ihr Tröpf!“ be- fahl sie, stieg auf den Wagen und stieß die Knechte

rechts und links zur Seite. Dann zog sie den Strick an, wand den Baum auf, faßte ihn mit ihren beiden runden Armen beim Kopf und lüpfte ihn mit einem Ruck auf den Wagen. Ein Schrei der Bewunderung brach aus Aller Mund. Die Mägde lachten die Knechte aus, daß sie nicht gekommt hatten, was ein Weibsbild konnte, und die Knechte krachten sich hinter den Dhren und meinten, das gehe doch nicht mit rechten zu bei der Höchstbäuerin, und da müsse irgendwo der Teufel seine Hand mit drin haben!

Wally stand auf dem Wagen und schaute in die roth untergehende Sonne. Ein stolz=gesättigter Ausdruck lag in ihren Mienen. Sie ward es sich wieder in dem Augenblick so recht bewußt, daß sie ihres Gleichen nicht habe, und im Gefühl ihrer Kraft hätte sie die ganze Welt herausfordern mögen.

Da kam Vincenz und rief ihr zu: „Wally, Du schaust aus wie die Königin Potiphar auf'm Elephanten. Wenn der Joseph die Potiphar so g'sehen hätt', wär' er g'wiß nit so spröb g'wesen!“

Wally wurde dunkelroth bei diesen anzüglischen Worten und sprang vom Wagen: „Solche Späß' verbitt' I mir,“ sagte sie, als sie unten war.

„No, no,“ entschuldigte sich Vincenz, „'s war nit böß g'meint — Du bist so schön da droben g'standen — da is mir des so 'rausg'fahren; 's soll aber nimmer g'schehen!“

Sie gingen still neben einander her.

„Was giebt's Neues in der Welt?“ fragte endlich Wally ihrer Gewohnheit gemäß.

„Mit viel!“ sagte Vincenz, „als daß es heißt, der Hagenbacher woll' am Peter und Paul mit der Magd, der Afra, zum Tanz gehen in Sölden. I weiß es vom Bot, der hat der Afra a paar neue Schuh aus Imst bringen müssen und a seidens Hältüchel und der Joseph hat's 'zahlt!“ Wally biß die Lippen zusammen und sprach kein Wort, aber Vincenz sah wohl, was in ihr vorging.

„Weißt was?“ sagte Vincenz. „Bei uns geht's ja auch hoch her am Peter und Paul und wenn die Höchstbäuerin dazu käm, das gäb a Fest, daß ma weit und breit davon hören sollt — geh amal mit mir zum Tanz.“

Wally warf bitter den Kopf in den Nacken: „Mir wär's g'rad um's Tanzen!“

„Geh, Wally,“ drang Vincenz in sie, „thu's doch amal und wär's nur wegen die Leut!“

„Nach dene frag' I viel!“ lachte Wally verächtlich.

„Aber bedenk', die Leut' munkeln“ — er stockte. — Wally blieb stehen und schaute Vincenz durchbohrend an: „Was munkeln's?“

Vincenz erschrak über den Ausdruck in ihrem Gesicht. „I mein' nur, sie munkeln, Du hätt'ft 'n g'heim'n Kummer. Die Oberdirn behauptet, Du wärst ganze Nächt' nit d'heim und gingst 'rum wie

a frank's Fähdel. Und da meinen die Leut', Du hätt'st ja, was's Herz begehrt, und Freier wie Sand am Meer — wenn's D' also noch nit z'frieden wärft, so müßt's a Liebestummer sein — und seit der G'schicht bei der Frohnleichnam'sprocession" —

„No? Weiter?!“ sprach Wally tonlos. —

„Seit der G'schicht reimen sich's halt die Leut' z'sammen, daß der Joseph der einzige Bua im Degtal is, den D' möchtst — und der mit anbeiß'n will!“

Ein Blitz fuhr aus seinen Augen über Wally hin, als er das Wort aussprach; Wally war getroffen bis in's Mark. Sie mußte stehen bleiben und die Stirn an einen Baumstamm lehnen, so pochte ihr das Blut in den Schläfen. „Wenn des wahr is, — wenn ma mir des nachsagt —“ stöhnte sie, aber sie vollendete nicht, wie mit Nebelschleiern umwölkte sich ihr Denken.

Vincenz ließ ihr Zeit, zu Athem zu kommen; er wußte wohl, was das für sie war, denn er kannte ihren Stolz. Nach einer Weile sagte er: „Schau, deswegen mein I halt, Du sollst mit mir zum Tanz gehen, das wär's beste Mittel, die Leut' die Mäuler z'stopfen.“

Wally richtete sich auf. „I geh' mit keim Buaben zum Tanz, den I nit heirathen will — des weißt!“

„I mein' halt, wenn I Du wär', I thät doch

lieber den Gellner-Vincenz heirathen, als dem Hagenbacher z' Lieb an'n alte Jungfer werden!" stachelte Vincenz weiter.

Wally sah ihn mit neu erwachtem Widerwillen an. „Daß Du's nit müd' wirst, wo Du doch weißt, 's hilft Dir nix!“

„Wally, I frag' Dich jetzt zum letztenmal — kannst Dich gar nit an den Gedanken g'wöhne, daß D' mich zum Mann nimmst?“

„Nie — nie — eher sterben!“ sagte Wally.

Vincenz' gelbes Gesicht bekam weiße Flecken auf den scharf hervortretenden Backenknochen, er sah fast dem Geier ähnlich, als er so seitlings auf Wally blickte wie auf eine wehrlose Beute: „'s thut mir leid, Wally — aber I muß Dir was sagen, was I Dir lieber erspart hätt'. Du zwingst mich derzu! I hab' Dir a Jahr Zeit g'lassen — jetzt muß es sein!“ Er zog ein beschriebenes Blatt aus der Tasche: „Es wird in diese Tag a Jahr, daß Dei Vater g'storben is — und wenn D' mich nit heirath'st, so is mit dem Jahr Dei Recht auf'm Höchsthof abg'laufen.“

Wally sah ihn groß an.

Er entfaltete das Papier. „Da is das Testament von Dei'm Vater, dadrin bestimmt er, daß, wenn D' mich a Jahr nach seinem Tod nit nimmst, so g'hört der Höchsthof mit Allem, was drum und dran is, mein, und Du bist auf's Pflichttheil g'setzt.“

Mit der stolzen Höchsbäuerin hat's dann a End! Bis jetzt weiß noch Niemand drum. Du kannst's Dir jetzt noch einmal überlegen — und I denk, Du giebst am End' doch lieber nach, als daß D' mich auf's Landg'richt gehen und das Testament vollstrecken laßt!"

Wally blieb stehen und maß Vincenz von oben herab mit einem einzigen kalten, verächtlichen Blick, dann sagte sie vollkommen ruhig: „D du armseliger Tropf — also in dem Netz, hast g'meint, fangst die Geier-Wally? 's sieht Euch scho ähnlich, Dir und 'm Vater, aber Ihr habt mich alle zwei nit kennt! Was liegt mir an Geld und Gut — des, was I möcht, kann I mir doch nit dafür kaufen und so frag I nix danach. Am Montag pack I mei Sach z'samm' und geh wieder fort, denn Dei Gast will I nit sein — fei Stund. — Wenn mir's auch weh thut um 'n Höchsthof, wo I auf d'Welt kommen bin — I war als Höchsbäuerin au nit glücklicher, als wo I's Vieh g'hütet hab — und fremd war I doch hier wie dort. So is's das Beste, I zieh fort aus der Gegend, so weit I kann!"

Sie wandte sich ruhig dem Haus zu. Da faßte den Vincenz ein wilder Schmerz. Er stürzte vor ihr nieder und umschlang ihre Knie: So hab I's nit g'meint — fortgehen sollst nit, um Gotteswillen thu mir des nit an, was will I denn den Höchsthof — I hab' ja nur g'meint — ach, mei Gott — ma

probirt halt Alles! Er hielt mit der einen Hand Wally fest, mit der andern führte er das Papier zum Mund und zerriß es mit den Zähnen: „Da, da, schau, da hast den Wisch — I will den Höchsthof nit, wenn Du nit drauf bleibst — da — da,“ er streute die Fegen in den Wind. „I will nix, gar nix — nur thu mir des nit an, daß D' fortgehst!“

Wally sah ihn erstaunt an. „Du dauerst mich, Vincenz — aber I kann Dir doch nit helfen — so wenig — wie mir g'holfen wird! B'halt Du den Höchsthof und Alles, was dazu g'hört, der Vater hat ihn Dir vermacht — des bleibt so, wenn Du auch 's Testament zerrissen hast — I will von Dir nix g'schenkt! — Mir is's so scho verleidet hier — auf was soll I noch warten. Die Menschen taugen nit für mich und I nit für die Menschen. I pack mein Hansel auf und geh wieder auf die Berg' — da g'hör I hin. Aber wenn I Dich um was bitten darf — verschweig's bis I fort bin, daß der Höchsthof nimmer mir g'hört — denn schau — nix kann I weniger vertragen, als wenn sich d'Leut über mich lustig machen! Des — des macht mich rasend! Denk' an die Schadenfreud' und das G'spött, wenn die stolze Stromminger-Wally von ihrem Erb und Eigenthum abziehen müßt', wie a Magd — des könnt' I nit überleben. I will wenigstens noch als Höchsthöuerin fortgehen!“

„Wally,“ schrie Vincenz, „wenn Du mir des
v. Sillern, Geter-Wally. 13

wirklich anthust — so zieh' I mit! Des kannst mir nit wehren, daß I hingeh, wo Du hingehst — die Landstraßen sind frei — da kann drauf laufen, wer will!“

Wally sah ihn entsetzt an, wie er so vor ihr stand und sieberte, und ihr graute, als habe sich ein böser Geist an ihre Ferseu geheftet: „Was soll da draus werden?“ murmelte sie rathlos vor sich hin.

In dem Augenblick kam der Söldener Bot vom Haus her über die Matten gerade auf die Wally zu mit einem großen Buschen am Hütel und im Sonntagrock wie ein Hochzeitbitter.

„Der lad't Dich zur Hochzeit vom Joseph und der Afra“ — lachte Vincenz wild auf.

Wally's Fuß straukelte über irgend etwas, sie griff nach Vincenz und der faßte sie rasch um den Leib und hielt sie.

Indeß kam der Bot heran und schwenkte den Hut vor Wally: „Grüß Gott, Höchsthäuerin! Der Joseph Hagenbach schickt mich und laßt Dich freundlich zum Tanz aufbieten am Peter- und Paulstag. Wenn's Dir recht wär', wollt er um Mittag kommen und Dich abholen 'nüber in'n Hirschen. Du sollst mir Antwort sagen!“

Wenn sich in dem Augenblick für Wally der Himmel — für Vincenz die Hölle aufgethan hätte, — es wäre nicht anders gewesen!

Also war das Alles mit der Afra nicht wahr, er kam zu Wally — er kam nach fünf Jahren des

Leids und der Qual — endlich, endlich! Das Wort war gesprochen — die Winde trugen es jauchzend weiter, die Lüfte hallten es wieder, die weißen Firnen lächelten dazu im Abendsonnenschein: der Bären-Joseph bot die Geier-Wally zum Tanz auf! — Die Leute auf dem Feld jauchzten, die Heuwagen schwankten, der Geier auf dem Dach schlug mit den Flügeln vor Freude, daß endlich zusammentam, was zusammengehörte!

Freude über alle Menschen: Das Geschlecht der Riesen erstehet wieder in dem Einen Paar!

Und gnadenreich lächelnd wie eine Königin unter der Myrthenkrone neigte Wally das schöne Haupt und sagte dem Boten fast schüchtern, daß sie Joseph erwarte!

Und Vincenz lehnte seitab an einem Baum, verzerrt, verblühen, stumm — ein Gespenst der Vergangenheit.

Wally streifte ihn mit einem mitleidigen Blick, jetzt war er ihr nicht mehr furchtbar — sie war gefeit, Niemand konnte ihr mehr etwas anhaben! Sie eilte nach Hause und die Leute schauten ihr verwundert nach, so selig war ihr Ausdruck. Aber es litt sie nicht zu Haus, sie nahm Geld mit und ging durch's Dorf wie eine glückspendende Fee. Sie trat in jede arme Hütte, sie theilte aus mit vollen Händen von dem, was sie mit Fug und Recht als ihr Pflichttheil betrachten konnte, denn den Höchsthof hatte sie unwiderruflich für Vincenz bestimmt — sie war doch

noch reich genug, um dem Joseph und Allen um sie her ein herrliches Leben zu bereiten, ein Pflichttheil vom Stromminger'schen Erbe war noch immer ein Vermögen. Sie mußte Allen Gutes thun — sie konnte es ja nicht allein tragen, das nie gekannte, unermessliche Glück.

Die zwei Tage bis zu Peter und Paul waren ein Märchen für das ganze Dorf.

Wer kannte die Geier-Wally wieder, die finstere, herbe, in der glückverklärten Jungfrau, die einherging, wie getragen von unsichtbaren Flügeln. Dieses Einen Sonnenstrahls nur hatte es bedurft, und die Blüthe, die hagelzerschlagene, frostgetödtete trieb wieder. Es war eine unerschöpfliche Kraft in dem unterdrückten Herzen, — eine Kraft der Liebe wie des Hasses, der Freude wie des Schmerzes, der Hingebung wie des Trostes. Ihre ganze Umgebung athmete auf, es war, als sei ein Bann von ihnen genommen, seit der finstere, grollende Geist von Wally gewichen war, der Alle wie eine Wetterwolke bedrückt hatte.

„Wo a Mensch so glücklich is, wie I's bin, da soll sich Jeder mitfreuen könne,“ sagte sie, und es war bald offenkundig, daß die Wally so verwandelt war, weil sie der Joseph zum Tanz aufzog — was ja so viel war, wie eine Werbung. Warum sollte sie's auch leugnen, da es ja nun doch in wenig Tagen soweit war! Warum sollte sie verleugnen,

daß sie ihn liebte, herzlich, über Alles, er verdiente es ja und er liebte sie ja wieder, sonst käme er nicht, sie zum Tanz zu holen. Es war ihr eine Wohlthat, daß sie zeigen durfte, wie ihr zu Muth war. Und wo ihr ein Kind begegnete, da nahm sie's auf den Arm und erzählte ihm, am Peter und Paul da komme der Bärenjoseph, der den großen Bären umgebracht und Lammwirths Lieferl vom wilden Stier errettet habe, und da sollten sie einmal die Augen aufthun, wie schön und groß der wäre — so einen Menschen hätten sie noch gar nie gesehen und so einen gäb es auch auf der weiten Welt nicht mehr! Und die Kinder waren ganz aufgeregt und spielten Bär- und Bärenjosephs den ganzen Tag. Und dann scherzte sie mit Hansel und drohte ihm: „Daß D' mir brav bist, wenn der Joseph kommt, des sag' I Dir, sonst giebt's was!“ Und der Klettenmaier und die Besten vom Gesind bekamen neue Festanzüge, die Leute wußten wohl warum, und Wally litt es, daß sie drauf herumredeten und wurde nicht böse.

Und dann saß sie wieder still in ihrer Kammer und that stundenlang nichts als darüber nachdenken, wie das nur gekommen sei, daß der Joseph so plötzlich seinen Sinn geändert, und wie sie auch dachte und dachte, sie konnte es nicht ausdenken, das unverhoffte Glück, das so plötzlich, so reich, so voll über sie gekommen, und sie blickte jetzt nicht mehr feind-

selig, sondern freundlich zu ihren Heiligen auf und dankte ihnen, daß sie es nun doch noch so gut mit ihr gemacht hatten. Und wenn sie die Karten ansah, die über dem Bett aufgenagelt waren, dann lachte sie wohl: „No, was sagt ihr denn jetzt? Geld, ihr habt halt doch nir g'wußt!“ — und wie gebannte Geister, die kein befreiender Zauberspruch mehr an's Licht zieht, starrten die Geheimnisse der Zukunft sie unverstänglich aus den stummen Zeichen an. Wäre die Luckard noch dagewesen, die hätte sehen können, was die Karten Wally antworteten — so aber waren sie ihr verstummt, wie eine Ziffernsprache, zu der sie den Schlüssel verloren. Wenn das die Luckard noch erlebt hätte, wie hätte die sich gefreut! Wally hätte sich hinlegen mögen und fortschlafen bis an Peter und Paul, damit ihr die Zeit nicht so lang wurde. Aber davon war keine Rede, sie konnte weder bei Tag noch bei Nacht ein Auge schließen vor Ungebuld, sie mußte immer rechnen: „Jetzt noch so viel Stunden, jetzt noch so viel!“

Endlich war der Tag da! Nach dem Essen ging Wally auf ihre Kammer zum Anziehen und wusch und kämmtete sich ohne Ende. Wieder war sie Weib — Mädchen! Wieder stand sie vor dem Spiegel und schmückte sich und schaute, ob sie schön sei, ob sie dem Joseph gefallen werde. Und wieder hatte sie sich ein neues G'schnür kommen lassen, noch reicher als das erste, und Kopfnadeln von Filigran dazu, und

die Schachtel stand vor ihr auf dem Tisch und sie nahm das „G'schmuck“ heraus und nestelte sich's an's Nieder, und das feine Silber war so weiß wie ihre blendend weißen, gefältelten Hemdärmel und klingelte wie lauter Hochzeitsglöckchen. Und durch die rosenrothen Persvorchängchen fiel ein gedämpfter rofiger Schimmer herein und übergieß die prangende Gestalt mit einem zarten Hauch bräutlichen Erglühens. Und als sie fertig war, da nahm sie aus der Schachtel eine schwer mit Silber beschlagene Meerschampaupfeife, wie kein Bauer weit und breit eine hatte — ein wahres Prachtstück, aber sie wog es lange prüfend in der Hand, ob es wohl gut genug für Joseph sei. Und noch etwas zog sie hervor, langsam, fast schüchtern, und sah nach der Thür, ob sie auch gut verriegelt sei: es war ein kleines, rundes Schächtelchen und darin lag — ein Ring! Es durchschauerte sie, als sie ihn herausnahm und eine Thräne unaussprechlicher Freude und Dankbarkeit trat ihr in's Auge. Sie schloß den Ring in die gefalteten Hände und zum erstenmal seit langer Zeit beugten sich ihre Knie und es zog sie nieder, über den Ring zu beten, der den geliebten Mann an sie fetten sollte für ewig. Und sie hörte nicht mehr das stolze Rauschen des seidenen Rocks und das Geklingel der silbernen Anhängsel, sie betete heiß, inbrünstig aufgelöst — sie drängte sich an das Herz Gottes mit dem Ungeflüm eines dankbaren Kindes,

dem der Vater eben seinen glühendsten Wunsch erfüllt hat. —

„Die Bäuerin wird heut nit fertig mit Anpußen,“ sagten draußen die Mägde, als Wally gar nicht zum Vorschein kam.

Schon zogen die Bauern dem Hirschen zu. Was Füße hatte und einen Sonntagskittel, das lief heute mit, denn das ganze Dorf war gespannt auf das große Ereigniß, wenn die Höchstbäuerin mit dem Hagenbacher zum Tanz ging. Die Straße wimmelte von Menschen und der Hirschwirth hatte diesmal was drangewendet und Musikanten von Imst kommen lassen.

Die Großmagd stand oben am Gaupenfenster und schaute aus auf den Weg, von wo der Joseph kommen mußte.

Wally stand fertig angethan in der Kammer, das Herz schlug ihr wie mit Hämmern, ihre Wangen glühten, ihre Hände waren eiskalt, sie preßte das weiße Sacktüchel, das sie säuberlich zusammengelegt in der Hand hielt, auf's Herz, es war das Braut-tuch ihrer Mutter.

In der Tasche verborgen hatte sie die Pfeife und den Ring für Joseph. So wartete sie regungslos die Minuten ab und dies stille Warten, bei dem ihr fast der Athem ausging vor Ungeduld, war wohl die schwerste Aufgabe ihres Lebens.

„Sie kinne — sie kinne!“ schrie jetzt die Ober-

dirn herunter; der Joseph und a Mass' andre Buaben, Zwieselsteiner und Söldener gehen mit und der Lammwirth von Zwieselstein — 's is a ganzer Zug!"

Alles auf dem Hof lief zusammen, man hörte schon den Lärm der Nahenden in Wally's Kammer. Jetzt trat Wally heraus und Alles stieß ein Ah! der Bewunderung aus bei ihrem Anblick.

In demselben Moment erschien der Zug unter dem Hofthor, Joseph an der Spitze.

Sie ging ihm entgegen, sittig und doch mit der ganzen strahlenden Hoheit einer Braut, die stolz ist auf ihren Bräutigam — stolz, von einem solchen Mann erwählt zu sein.

„Joseph — bist da?!" sagte sie und ihre Stimme klang so weich und lieblich, wie sie nie gesprochen. — Und Joseph sah sie an mit einem seltsamen, fast scheuen Blick und schlug dann die Augen nieder. —

Wally stuzte — war es Absicht, oder Zufall? Joseph hatte den Spielhahn verkehrt aufgesetzt, wie es die Burschen machen, wenn sie Händel suchen. Heute war das aber gewiß nur aus Versehen geschehen!

Alles stand um sie her und beobachtete sie — ihr ward so bekloffen, sie konnte nichts mehr sagen — und er schwieg auch. Sie schaute ihn an mit Augen voll feuchter Innigkeit, aber die seinen wichen ihr aus: „er war wohl in Verlegenheit, wie sie auch!"

„Komm," sagte er endlich und bot ihr die Hand.

Sie legte die ihre hinein und sie schritten still dem „Hirschen“ zu. Die Fremden und das ganze Gefind schlossen sich im Zug mit an.

Wie es uns, wenn wir in die Sonne geschaut, oft im vollen Tageslicht ganz dunkel vor den Augen wird, so ward es jetzt plötzlich der Wally mitten in allem Glück ganz dunkel in der Seele — sie wußte gar nicht, was das war, sie war verwirrt und kannte sich nicht mehr aus. Es war Alles so ganz anders, als sie gedacht. —

Als sie in den Hirsch eintraten, empfing sie ein schmetternder Ländler und Wally hörte, wo sie mit Joseph durch die Reihen schritt, hinter sich sagen, „kein schöneres Paar Menschen gäb's auf der ganzen Welt nicht“.

Sie sah erst jetzt, wie viel Fremde mit Joseph gekommen waren, und alle abgewiesenen Freier aus der Gegend waren dabei. Wally verglich sie im Stillen noch einmal mit Joseph und sie konnte sich mit Fug und Recht sagen, daß auch nicht Einer darunter war, der sich an Gestalt und Schönheit mit Joseph messen durfte — er war ein König unter den Bauern, ein Mensch ganz andern Schlags, als die Menschen natürlicher Größe, die da herumstanden. Und sie ließ einen Blick stillen Entzückens an der hohen Gestalt niedergleiten von der breiten Brust an bis hinab zu den schlanken weißen Knien und

Knöcheln. Wer ihn so sah, mußte doch begreifen, daß sie nur ihn und keinen Andern wollte.

Als sie aufschaute, begegnete ihr Blick zwei stehenden schwarzen Augen, die wie Dolche auf Joseph gerichtet waren, es war Vincenz, der unter der Menge eingeklinkt stand — und nicht weit davon ein anderes trauriges Gesicht, — Benedict Klotz, der sie nachdenklich betrachtete. Als sie an ihm vorüberstrich, hielt sie Benedict ein wenig am Armel zurück und flüsterte ihr zu: „Nimm Dich in Acht, Wally — sie führen was gegen Dich im Schild — Ich weiß nit was, aber mir schwant nit Gut's!“

Wally zuckte leichtthin die Achseln. Wer konnte ihr was anhaben, wenn Joseph bei ihr war?

Die Reihen stellten sich zum Tanz auf, Wally und Joseph sollten vortanzen, man wollte sie mit einander tanzen sehen. Kein Paar war noch je mit so neidischen Augen betrachtet worden, wie diese zwei schmucken, auserlesenen Gestalten.

Da aber ließ Joseph Wally los und trat fast feierlich vor sie: „Wally“ — hub er ganz laut an und die Musik schwieg auf einen Wink des Lammwirths, der hinter ihnen stand: „Ich hoff doch, daß Du mir, ehvor wir tanzen, den Ruß geben wirst, den noch Keiner von Deine Freier erobert hat?“

Wally erröthete und sie sagte leise: „Aber doch nit da, Joseph, vor alle Leut!“

„G'rad da vor alle Leut!“ sagte Joseph nachdrücklich. —

Einen Augenblick kämpfte Wally zwischen Verlangen und holder Verlegenheit. Einen Mann zu küssen vor allen Leuten, das war für ihren keuschgewöhnten, spröden Sinn eine schwere Ueberwindung. Aber da stand er vor ihr, der herzliche Mann, der Augenblick — für den sie Jahre ihres Lebens, ja ihr Leben selbst freudig hingegeben — war da — und sie sollte ihn zurückweisen, um der paar Zuschauer willen, die ihr ja nichts anhaben konnten, wenn sie ihren Bräutigam küßte. Sie hob das schöne Antlitz zu ihm auf und seine Augen hafteten eine Secunde auf den blühenden, schwellenden Lippen, die sich den seinen näherten, dann schob er sie mit einer unwillkürlichen Bewegung sanft von sich weg und sagte leise: „Nein, so nit! 's schießt kei rechter Saga a Wild anders als im Sprung oder im Flug, des hab' I Dir schon amal g'sagt! Abkämpfen will I Dir den Ruß, g'schenkt will I ihn nit! Und wenn I a Madel wär' wie Du — thät I mich au nit so wohlfeil hergeben! Wehr' Dich, Wally, und mach mir's nit leichter, als Du's die Andern g'macht hast, sonst is für mich kei Ehr' dabei!“

Eine flammende Röthe der Scham hatte sich über Wally's Gesicht ergossen. Sie hätte in die Erde sinken mögen! Hatte sie denn so ganz vergessen, was sie sich schuldig war, daß der Freier sie daran

erinnern mußte? Es wurde ihr förmlich roth vor den Augen — es war, als schlug ihr eine Blutwelle über den Kopf zusammen. Und sich in ihrer ganzen Größe aufrichtend, maß sie sich mit ihm flammenden Blicks: „'s is recht,“ rief sie, „Du sollst's haben. → Du mußt au wissen, wer die Geier-Wally is. Jetzt schau, ob Du den Ruß kriegst!“

Ihr war zum Ersticken. Sie riß sich das Halstuch ab und stand da in ihrem silbergestellten Sammtmieder und dem weißen Linnenhemd, daß Joseph's Augen mit Staunen auf dem wundervollen entblößten Hals hafteten: „Schön bist — so schön, als D' böß bist,“ murmelte er, und jetzt sprang er auf sie zu wie der Jäger auf ein Wild, dem er den G'nickfang geben will und schlang den starken Arm um ihren Nacken. Aber er kannte die Geier-Wally nicht. Mit einem gewaltigen Ruck war sie frei und ein schadenfrohes Gelächter von Allen, denen es einst auch nicht besser gegangen war, erscholl, das Joseph wüthend machte. Jetzt packte er das Mädchen mit Armen von Eisen um den Leib, aber sie gab ihm einen Stoß auf die Herzgrube, daß er aufschrie und zurückfuhr. Neues Gelächter! Mit diesem Stoß, dessen Wirkung sie kannte, hatte sie sich immer gegen Zudringlichkeiten gewehrt, denn diesen Stoß hielt Keiner aus. Joseph aber verbiß den Schmerz und mit verdoppeltem Grimm warf er sich nun auf das Mädchen, faßte sie mit beiden Händen bei den

Armen und suchte so seinen Mund dem ihren zu nähern, aber im Nu bog sie sich seitwärts ab und nun entstand ein athemloses Ringen hin und her, auf und ab, eine schwüle Stille, nur zuweilen von einem Fluch Joseph's unterbrochen. Wie eine Schlange bog und wand sich das Mädchen in seinen Armen herüber und hinüber, daß er nie den Mund erreichen konnte. Es sah nicht mehr einem Liebeskampf — es sah einem Kampf auf Leben und Tod ähnlich. Dreimal hatte er sie zu Boden gedrückt, dreimal war sie wieder aufgeschneilt, er hob sie in seinen Armen empor, aber sie drehte sich immer so, daß er die Lippen nicht erreichte. Das feine Linnenhemd hing in Fetzen herab, das silberne G'schnür war in Stücke zerrissen. Plötzlich kam sie los und floh dem Ausgang zu, er holte sie ein und riß sie wie im Sturm an sich. Es war eine zornglühende Umarmung. Wie heißer Dampf umwallte sie sein Athem. Sie lag an seiner Brust, sie fühlte sein Herz gegen das ihre schlagen, da verließ sie ihre Kraft, sie brach in die Kniee vor ihm und sagte wie vergehend vor Schmerz und Scham und Liebe: „Da hast D' mich!“

„Ah!“ ein schwerer Seufzer brach aus Joseph's Brust. „Ihr habt's Alle g'sehen?“ fragte er laut — bog sich nieder und drückte seinen Mund auf ihre heißen, zitternden Lippen. Ein Hurrah erscholl jetzt von allen Seiten. Dann hob er sie auf und fast besinnungslos sank sie ihm an die Brust.

„Halt!“ sagte er streng und trat einen Schritt zurück; „mehr braucht's nit, 's is g'nug an dem einen Kuß. D' hast's jezt g'feh'n, daß I Dich zwingen kann — und weiter will I nix!“

Wally starrte ihn an, als begriffe sie ihn nicht — sie wurde ganz erdsahl: „Joseph“ — stammelte sie, „warum bist denn kommen?“

„Hast D' Dir einbild't, I sei kommen, um Dich z'freien?“ sagte er; „Du hast neulich auf der Procession vor alle Leut g'sagt, die Afra wär' mei Schatz, weil sie so leicht z'haben wär' — und der Bären-Joseph hätt' nit's Kurasch, daß er mit der Geier-Wally anbind't. Hast D' wirklich g'meint, daß a Kerl, der Ehr' im Leib' hat, so was auf sich und 'n braven Madel sitzen laßt? I hab' Dir nur zeigen wollen, daß I's so gut mit Dir aufnehm' wie mit 'n Bären, oder sonst 'n Unthier, und den Kuß, den I Dir abg'nommen hab', den bring' I der Afra als Sühnungskuß für das Unrecht, das D' ihr an'than hast! Jezt merk Dir's für 'n andersmal, wann Dich der Uebermuth wieder sticht! I hoff, Du laßt Dir's jezt vergehen, arme brave Madeln öffentlich Spott und Schand' anz'thun — denn D' hast's jezt amal selber g'spürt, wie's thut, wenn ma ausg'lacht wird!“

Ein schallendes Gelächter beschloß von allen Seiten Joseph's Rede. Der aber wehrte mißmuthig den Beifall ab: „Ihr habt's g'sehen, daß I Wort

g'halten hab', jetzt will I noch nach Zwieselstein, die Afra beruhigen, denn das gute G'schöpf hat g'weint, daß I der Höchstbäuerin 'n Schabernack anthun will. B'hüt Gott mitsammen!"

Er ging, aber Alles lief mit ihm, denn der Spaß war zu schön gewesen. Der Bären-Joseph, das war Einer! Der hatte der stolzen Höchstbäuerin einmal den Meister gezeigt!

„Des war ihr g'sund, der Stolzen!"

„Des g'schieht ihr recht!"

„Joseph, des is Dei' best's Stück'!"

„Wenn des 'rum kommt, will sie Keiner mehr."

So lachten die abgewiesenen Freier im Chor um Joseph her und Alles drängte lustig plaudernd nach.

Der Tanzboden war leer — nur Zwei waren bei Wally zurückgeblieben: Vincenz und Benedict. Wally stand noch immer an derselben Stelle und regte sich nicht. Es war, als lebe sie nicht.

Vincenz beobachtete sie mit unterschlagenen Armen. Benedict trat zu ihr hin und faßte sie leise am Arm: „Wally — nimm Dir's nit so zu Herzen, — wir find auch noch da und wollen Dir G'nugthuung verschaffen. Wally! red' doch — was soll'n wir thun — wir find ja zu Allem bereit, sag' nur, was D' willst!"

Da regte sie sich und ihre großen Augen leuchteten geisterhaft in dem leichenfarbenen Gesicht auf.

Sie öffnete und schloß ein paarmal die Lippen, ein Wort wollte sich daraus hervorringen, aber es war, als fehle ihr der Athem dazu. Endlich, als stieße sie es aus ihrem tiefsten Leben heraus, mehr ein Schrei als ein Wort: „Todt will I'n haben!“

Benedict fuhr zurück: „Wally — Gott bewahr' Dich!“

Vincenz aber trat mit funkelnden Augen auf sie zu: „Wally, is des Dei Ernst?“

„Mei blutiger Ernst!“ Sie hob die Hand zum Schwur auf, die Hand war ganz starr und die Nägel bläulich, wie abgestorben. „Wer Den seiner Afra todt vor die Füß' legt — den heirath' I, so war I die Walburga Strommingerin bin!“

XII.

In der Nacht.

Durch das stille schlafende Haus des Höchsthofs ging ein seltsames, gleichmäßiges Dröhnen unaufhörlich die ganze Nacht hindurch. Die Mägde fuhren wohl zuweilen aus dem Schlaf auf und wußten nicht, was sie hörten, schliefen aber wieder drüber ein. Die Dielen krachten und die Balken waren in einem beständigen leisen Schwanken.

Es war Wally, die ohne Unterbrechung mit schwerem Schritt auf- und niederging und mit sich, mit dem Schicksal, mit der Vorsehung rang im Todeskampf ihres sterbenden Herzens. Zerrissen — die Kleider um sie her, zerschmettert auf dem Boden die holzgeschnitzte heilige Walburga, der Christus mit dem Kreuz, die Heiligenbilder — Alles in Trümmer zerschlagen — in ohnmächtiger Wuth.

Sie war halb entkleidet und das aufgelöste Haar hing ihr zerrauft auf die nackten Schultern nieder.

In dem Lichtstoß qualmte ein rothleuchtender Spahn und in dem zitternden Schatten verzerrten sich die Züge des zerbrochenen Christuskopfes am Boden und schienen sich zu beleben. Sie blieb im Vorbeisprechen bei den Trümmern stehen: „Ja grin's nur — Du haltst mich nimmer für Narren. Und Keiner von Euch! Götzenbilder seid's von Holz und Papier, die Keiner helfen könne! Es hört's bei Gebet und bei'n Fluch. Und die, die es vorstellt's, stecken, Gott weiß wo, und lacheten uns aus, wenn sie's sehen könnten, wie wir vor'me Stück'l Holz knien!“ Und sie stieß die Trümmer unter ihr Bett, um nicht im Gehen gehindert zu sein.

Da fiel in der Ferne ein Schuß. Wally blieb stehen und horchte — Alles war still. Sie hatte sich wohl getäuscht. Warum nahm ihr das Geräusch den Athem? Sie konnte doch nicht einmal sagen, ob

es nur wirklich ein Schuß war? Wie der Blitz fuhr es ihr durch den Kopf: „Wenn in dem Augenblick der Vincenz den Joseph erschossen hätt!“ Doch das war ja Unsinn, der Joseph war ja ruhig daheim — oder vielleicht gar in Zwieselstein bei seiner Afra! —

Sie schlug den Kopf an die Wand in namenloser Qual bei dem Gedanken, und Bilder stiegen vor ihrer Seele auf, die sie wahnsinnig machten! O, wär' er nur todt, todt, daß sie das nicht mehr zu denken brauchte! Sie riß das Fenster auf, um Luft zu schöpfen.

Hansl, der auf einem Spalier vor dem Fenster geschlafen, erwachte und kam schlaftrunken herbeigeflattert. „O Du!“ rief Wally, streckte ihm die Arme entgegen und preßte ihn an die Brust — er war ja ihr Alles, ihr Letztes auf der Welt.

Da — ein zweiter Schuß und diesmal deutlicher von der Richtung nach Zwieselstein her. Sie ließ den Geier los und fuhr sich mit der Hand nach dem Herzen, als habe sie der Schuß selbst getroffen. Warum nur dieses Erschrecken? Der unbedeutende Zufall hatte ihr plötzlich die ganze entsetzliche That, die sie gestern heraufbeschworen, vor die Seele geführt. Sie mußte immer wieder denken, wie es wäre, wenn der Schuß, den sie eben gehört, Joseph's Haupt zerschmetterte hätte, und eine wilde, wahnsinnige Freude überkam sie. Nun gehörte er ihr, nun konnte

er keine andere mehr küssen. Und wie sie so darüber nachdachte, da war es ihr, als wäre es wirklich geschehen, sie sah ihn in seinem Blut am Boden, sie kniete bei ihm nieder, sie nahm sein Haupt auf ihren Schoß und küßte das bleiche Gesicht — das bleiche, schöne Gesicht — sie sah es ganz deutlich vor sich! Aber da — da überkam sie plötzlich ein Mitleid mit dem armen todten Mann — ein heißes, unaussprechliches Mitleid, — sie rief ihn an mit allen Namen der Liebe, sie schüttelte, sie rieb ihn, — umsonst, er wurde nicht mehr lebendig! Eine unnennbare Angst erfaßte sie. Nein, nein, das durfte nicht geschehen — er durfte nicht sterben — lieber sie selbst!

Es war, als habe ein Krampf ihr ganzes Herz zusammengeschnürt gehabt, daß kein menschliches warmes Blut mehr durch ihre Adern floß, und als habe sich jetzt erst der Krampf gelöst und die warme Welle strömte wieder dem Herzen zu. Sie mußte hinaus, sie mußte sehen, ob Vincenz zu Hause sei — sie mußte ihn sprechen, noch vor Tag — mußte ihm sagen, daß das Gräßliche nicht geschehen dürfe — sie war wie im Fieber, alle Pulse schlugen ihr — sie hatte die That gewollt, begehrt — aber schon der Gedanke, daß sie geschehen sei, löschte ihren Born und sie verzieh!

Sie warf ein Tuch über und eilte hinaus über den Hof, durch die Gärten dem Haus des Vincenz zu. Was würde er, was würden die Leute von ihr

denken? Ach, das war ja ganz einerlei — was lag jetzt noch daran!

Sie erreichte das Haus. In Vincenz' Kammer zu ebener Erde brannte Licht — sie schlich sich heran, sie konnte durch das verschobene Vorhängchen hineinschauen — es nahm ihr fast den Athem — die Stube war leer, der Rienspahn tief heruntergebrannt. Sie ging um's Haus, die Thür war nicht verschlossen. Sie öffnete leise und trat hinein, Alles still — wie ausgestorben. Die Knechte und Mägde schliefen noch fest, sie schlich durch's ganze Haus, nichts rührte sich — Vincenz war fort! Eiseskälte durchrieselte Wally's Glieder. Sie ging in seine Schlafkammer, das Bett war verlegen, er mußte darin gelegen haben, aber bald wieder aufgestanden sein, — die Sonntagskleider hingen am Kleiderrechen, aber die Werktagskleider fehlten. Auch kein Hut war da. Sie suchte in der Wohnstube: der Nagel, wo sonst die Büchse hing, war leer. —

Wally stand da wie gelähmt. Sie wußte nicht, wie sie wieder zum Haus hinaus kam. Vor der Thür mußte sie sich auf eine Bank setzen, ihre Füße trugen sie nicht weiter. Sie versuchte sich Trost zuzusprechen; er war eben, unruhig wie er war, auf irgend ein nächtliches Wild gegangen — was sollte er denn dem Joseph thun, der schlief ruhig irgendwo — es schüttelte sie — auf einem weichen Pfühl

und am Tage, wo Alles auf war, konnte ihm ja Niemand was thun.

Das war das böse Gewissen, das ihr solche Schrecken einjagte, und sie begrub das Gesicht in den Händen; „Wally, Wally, was ist aus Dir worden!“ Beschimpft, verhöhnt, erniedrigt vor den Menschen — und vor Gott eine Verbrecherin! Wo war Wasser genug, sie zu reinigen? Da unten, da brauste die Ache — die, ja die konnte Alles abwaschen — wenn sie sich in diese kalte Fluth hinabstürzte, — dann war Alles weggespült, — ihr Weh — und ihre Schuld, das ganze unselige Ding, das nur zu Schreck und Kampf geschaffen war — mit Eins vernichtet — vorbei! Ja, das war Erlösung — wozu sparte sie sich noch auf? In Stücke das unnütze Gehäus, das die Seele gefangen hielt in Banden der Schuld und des Schmerzes! Sie sprang auf — aber sie konnte nicht weiter, sie sank wieder auf die Bank zurück. Hing denn dies zertretene, gestorbene Herz immer noch mit einem unsichtbaren Faden am Leben? Da — Gott sei gelobt — ein Schritt über den Rasen — da kam Vincenz! Jetzt konnte sie ja mit ihm reden — jetzt konnte noch Alles gut werden.

„Alle Heiligen!“ schrie Vincenz auf, als sie ihm entgegentrat, — „da bist Du?“ Er schaute sie an wie ein Gespenst. Wally sah in der Morgendämme-

rung, daß er bleich und verstört war; den Stutzen hatte er über der Schulter.

„Bincenz,“ sagte sie leise, „hast was g'schossen?“

„Ja!“

„Was denn?“ sie schaute nach seiner Jagdtasche, sie war leer.

„Hochwild!“ flüsterte er.

Wally erbehte. „Wo hast's?“

„In der Ach' liegt er!“

Wally faßte ihn am Arm, ihre Augen stierten ihn an wie im Zrrsinn. „Wer?“

„Fragst noch?“

„Der Joseph?“ schrie Wally auf und schlug taumelnd an die Wand. —

„'s war harte Arbeit!“ sagte Bincenz und wischte sich die Stirn; „hab' selber nit g'meint, daß er mir so bald vor'n Schuß kommt. Weiß der Teufel, was Den in der Nacht noch umetrieben hat. Hab' denkt, I wollt' mich früh aufmachen, daß I am Morgen glei in Sölden wär', eh' er aufstünd — da lauft er mir scho beim ersten Schritt in d' Händ'. Aber 's war noch z'finster, die erste Kugel hat'n g'fehlt und die zweit' hat'n nur g'streift. Schwindlich muß's 'm aber doch wor'n sein, denn auf'm Steg hat er g'strauchelt und sich am G'länder g'hoben. Den Augenblick hab' I g'nuzt, bin von hint' auf'n g'sprungen und hab'n über's G'länder 'munter g'stoßen!“

Aus Wally's Brust drang ein Stöhnen wie das

Röcheln einer Sterbenden, und wie ein Geier, der sich auf seine Beute stürzt, warf sie sich plötzlich auf Vincenz und packte ihn mit beiden Händen am Hals: „Du lügst — Vincenz, Du lügst, 's is nit wahr, 's kann nit sein — sag', daß's nit wahr is — oder I bring' Dich um.“

„Bei meiner armen Seel'n, 's is wahr! Hast g'meint, der Vincenz b'sinnt sich lang, wenn's was für Dich z'thun giebt?“

„O Du Mörder, Du feiger boshafter Meuchelmörder,“ schluchzte Wally auf und ihr ganzer Körper bebte: „So hinterrücks, so heimtückisch, so niederträchtig hab' I's nit g'wollt! Im ehrlichen Kampf, hab' I g'meint, sollt er sterben. Verflucht seist in Zeit und Ewigkeit — verflucht und verworfen diesseits und jenseits! Was thu' I Dir nur? Mit Nägel und Zähn' will I Dich zerreißen!“

„Also des is mei Dank,“ knirschte Vincenz; „hast Du's mich nit g'heiß'n?“

„Und wenn I's Dich so g'heiß'n hätt' — so! — hast Du's deswegen thun müssen?“ siebte Wally.

„Ma sagt manchmal was im Zorn, was Ein' nacher reut, — hätt'st nit warten könne, bis I zur B'sinnung komme wär' nach dem furchtbaren Schlag? O hätt'st nur a paar Stund g'wartet! Aber die Bosheit hat Dich trieben und Du hast's nit derwarten könne, bis D' sie hast auslassen dürft!“

„So recht, schieb jezt nur Alles auf mich!“

grollte Vincenz, „und hast doch Dei Theil Schuld so gut wie I!“

„Ja,“ sagte Wally, „I hab's und I werd's mit Dir büßen. Für uns zwei giebt's kei Erbarmen. Da heißt's Blut um Blut“ — knirschte sie, faßte Vincenz am Kragen und riß ihn mit sich fort.

„Wally — laß ab von mir — was willst denn? Herrgott, is des mei Lohn? Erbarmen. Wally, Du erwürgst mich — wohin schleppst mich denn?“

„Wo wir zwei hin g'hören“ — war die dumpfe Antwort und fort ging es, wie wenn ihn ein Sturmwind gefaßt hätte, die Anhöhe hinan bis zum Steg, wo's jäh in die Ache hinabgeht — wo die That geschehen war. „Da 'nunter,“ war das einzige furchtbare Wort, das sie ihm in's Ohr donnerte, „wir Zwei — mit 'nander!“

„Jesus Maria!“ schrie Vincenz entsetzt auf; „Du hast mir g'schworen, daß Du mei Weib wirst, wenn I die That thu', und jetzt willst mich umbringe?!“

Wally schlug wieder ihre schreckliche Hohnlache auf: „Du Narr, wenn I mich mit Dir da 'runter stürz' — sind wir zwei dann nit vereint auf ewig? Was? Willst Dich noch wehren um Dei Wolfsleben?“ Und mit Riesenkraft umflammerte sie ihn und drängte ihn an das niedere Geländer, ihn mit sich hinabzureißen in die dämmergraue Tiefe.

„Hülfe!“ schrie Vincenz unwillkürlich auf und

— „Hülfe!“ tönte es schwach — geisterhaft, wie ein Echo, aus der Tiefe!

Wally stand wie versteinert und ließ von Vincenz ab. Was war das? War es ein Spuk? „Hast Du des g'hört?“ frug sie den Vincenz.

„'s war das Echo!“ stammelte der, und die Zähne schlugen ihm zusammen.

„Still! Noch einmal!“

„Hülfe!“ klang es wieder wie ein Hauch aus dem Abgrund herauf!

„Alle guten Geister, das is er — er lebt — er hängt wo — er ruft! Ja — I komm', Joseph, wart' Joseph — I komm'!“ schmetterte sie mit Posaunenton in die Tiefe hinab und mit Posaunenstimme schrie sie die Schläfer heraus und flog durch's Dorf und schlug an alle Thüren. „Zu Hülf! Zu Hülf! — 's is Einer verunglückt, rettet — helfst, um Gottes Barmherzigkeit willen — 's geht um Leben und Tod!“

Und der Schreckensruf jagte die Leute aus den Betten, die Fenster wurden aufgerissen. „Was is's, was soll's?“

„Der Joseph — der Hagenbach is in 'n Abgrund g'stürzt“ — schrie Wally — „Seil' — schafft Seil' her — schnell, nur schnell, 's kann schon z'spät sein — vielleicht is's z'spät, bis wir dort find!“ —

Und wie der Wind flog sie Allen voran nach Hause und in die Scheuer und raffte zusammen, was

da war an Stricken und knüpfte die Stücke zusammen mit zitternden Händen, aber wie sie auch knüpfte, Schnüre und Stränge und Seile, es war ja immer nicht genug, in die Tiefe hinab zu reichen, in der er lag — Gott weiß wo!

Indessen kamen die Männer gerannt, halb noch ungläubig, halb entsetzt ob der schrecklichen Kunde, und brachten Stricke und Haken geschleppt und Laternen, denn es war, als wolle es heute nicht Tag werden, und es war ein Fragen und Rufen, eine Rathlosigkeit, denn seit Menschengedenken war hier oben Niemand verunglückt und sie waren hier auf der breiten Hochebene nicht vorgesehen mit Rettungswerkzeugen wie an andern Orten, wo schwindelnde Felspfade und tückische Klüfte und Spalten alljährlich ihr Opfer fordern. So kamen sie zu der Unglücksstelle und banges Grausen ergriff die Kaltblütigsten, als sie sich über das Geländer bogen und hinabschauten in die grauverchwommene Tiefe, in der nichts zu sehen war als wallende Nebel, die über dem Wasser brauten. Vincenz war verschwunden, — es war öde und todtenstill weit und breit in Höhe und Tiefe. Wally schickte einen Fuchschrei hinab, daß die Lüfte zitterten — Alles lauschte mit gespanntem Athem — keine Antwort.

„Joseph — wo bist?“ rief sie nochmals mit einer Stimme, als habe der Angstschrei der ganzen

gequälten, verzagenden Menschheit sich zusammengeballt in dem einen Ton, — Alles blieb still.

„Er antwortet nimmer — er is todt,“ schluchzte Wally auf und warf sich verzweifelnd zu Boden, „jezt is Alles vorbei!“

„Vielleicht is er nur von sich oder so schwach, daß er nimmer rufen kann,“ tröstete der alte Klettenmaier und raunte Wally in's Ohr: „Bäuerin, — denkt an die Leut'!“

Sie erhob sich und wischte sich das zerraupte Haar aus der Stirn. „Bindet die Strick z'sammen, steht's nit so unschlüssig da — auf was wartet Ihr denn?“ Die Männer sahen sich zweifelhaft an. „Probirt muß es werden, ob er nit z'finden wär,“ sagte Klettenmaier.

Die Männer begannen kopfschüttelnd an den Seilen zu nesteln. „Wer soll sich an dem Geknüp'f 'nunterlassen?“

„Wer?“ sagte Wally und ihre dunkeln Augen leuchteten geisterhaft aus dem bleichen Gesicht: „I werd's thun!“

„Du, Wally — Du bist nit g'scheidt — das tragt kaum Ein'n, noch weniger Zwei,“ — meinten die Männer und ließen rathlos die Arme sinken; „da bleibt nix übrig, als ma schickt in die Dörfer und laßt Seil' z'samm'holen —“

„Und derweil stürzt er vollends in die Tiefe, wenn ihn's Bewußtsein verläßt und 's is zu spät!“

schrie Wally in Verzweiflung. „I wart's nit ab, bis die kommen — gebt her — wickelt das Geknüp auf und zeigt, wie lang 's is! Auseinander! Vorwärts! —“ Sie schüttelte das Gewirr von Strängen auseinander und prüfte seine Länge und Stärke und unwillkürlich griffen die Männer wieder zu, sie wickelten den mächtigen Knäuel auf und die Anstalten fingen an, zweckvoll und planmäßig zu werden. Die Männer traten an, die Kette zu bilden. „Langen könnt's am End' scho — aber 's tragt keine Zwei!“ „'S brauch't keine Zwei z' tragen, I laß 'n allein 'nauf ziehen. Wo er Platz zum Liegen hat, hab' I au Platz zum Stehen. So wie I festen Fuß g'faßt hab', bind' I mir den Strick los und bind' ihn dran. Dann ziegt Ihr ihn 'nauf und I wart' so lang unten, bis 's Seil wieder kommt —“

„Das geht nit, allein kann man ihn nit 'raufbringen, denn wenn er schwach und von sich wär, thät er ja zer schlagen und zer schunden werden, wenn Niemand bei ihm ist, der'm hilft und ihn von der Felswand abhält!“

Wally stand wie vom Donner gerührt — daran hatte sie nicht gedacht. So sollte es dennoch scheitern — sie sollte ihn nicht erreichen, als vielleicht dort unten im kalten Bett der Ache! Zwei trug das Seil nicht, das sah sie selbst ein. „In Gottes Namen,“ sagte sie endlich und trotz des Fiebers, das sie schüttelte, stand sie jetzt da, würdevoll gefaßt und

gebietend in ihrem festen Entschluß, gürtete sich das Seil um den Leib und nahm den Alpstock in die Hand. „So laßt mich 'nunter, daß I'n wenigstens such'! Wenn I'n find', so bleib' I so lang bei ihm und halt ihn, bis Ihr noch Strick z'samm' bracht habt und sie uns 'runter laßt. I wart's geduldig ab da drunten und wann I Stunden lang zwischen Erd und Himmel hängen müßt' bis das Seil käm'!“

Da hielt sie der alte Klettenmaier zitternd am Arm: „Wally — Wally — thu's nit, sie sagen ja Alle, daß das Geknüp' nit sicher sei! Wenn's dann sein muß, so laß mich 'nunter, was liegt an mei'm alten Leben — wann I au nix helfen kann, man sieht wenigstens, ob die Strick fest sind, und reißen's, so bin's nur I, der abistürzt und nit Du!“

„Ja, Wally, hör' auf ihn,“ sagte ein Anderer, „er hat Recht, thu's nit! Wart' noch, b'sinn' Dich noch, bis Hül'f von die Ortschaften kommt!“

Da hob Wally die Arme auf, daß Alles um sie auseinanderwich: „Wie I noch a Kind war, hab' I mich nit b'sonne, den Geier au'm Nest z'holen über'm Abgrund — und I sollt mich jetzt b'sinne, den Joseph z'holen? Sag mir Keiner mehr was, — I will — I muß zu ihm! Macht — tretet an — wickelt ab — haltet fest!“ Und da war sie über das Geländer gesprungen und die Männer, welche die Kette bildeten, mußten sich mit allen Kräften stemmen, so jäh war der Ruck an dem Seil.

„Gott steh' uns bei!“ bekreuzigte sich Klettenmaier und rannte fort, als wäre ihm bei Wally's letzten Worten etwas eingefallen. Alles starrte mit Entsetzen ihr nach, wie sie langsam tiefer sank in das Wolkenmeer hinein, bis es sie verschlungen hatte und sich über ihr schloß, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Lautlos wie um ein Grab standen die Leute um die Stelle herum, wo sie verschwand. Das straff gespannte Seil allein gab noch Kunde von den Bewegungen der todesmuthigen Taucherin in dem Wolkenmeer — und alle Augen hafteten auf ihm, ob es reißt, ob es sie trägt. Und so oft wieder einer der rasch geschürzten Knoten abgewickelt ward, schlug jedes Herz banger: „Wird er halten?“

Und auf den Stirnen der die Kette bildenden Männer perlte der Schweiß und unwillkürlich prüften die Hände beim Abwickeln noch einmal den Knoten, an dem ein Menschenleben hing. — So schlich bleiern schwer Minute um Minute hin, als wäre auch die Zeit an ein Seil gebunden, das dunkle Mächte nicht los ließen. — Immer noch zieht und wuchtet das Seil, noch immer muß sie hängen, hat noch nicht festen Fuß gefaßt.

„Es geht zu End',“ ruft der Letzte von der Kette, „'s wird nit langen.“

„Jesus Maria, steh' uns bei!“ — riefen Alle durcheinander, „'s langt nit!“

Nur noch wenige Ellen sind übrig und immer

noch kein Zeichen von unten, daß Wally am Ziel. Die Männer drängen sich zusammen, so dicht sie können, an den Abgrund, sie lassen nach von dem Seil, so viel noch möglich. — Wenn's nicht reichte, wenn Alles umsonst wäre und sie müßten die arme Wally wieder heraufziehen, um noch einmal den Todesweg anzutreten! —

Da — da läßt das Seil plötzlich nach, es wird schlaff, — ein furchtbarer Augenblick! Ist es gerissen oder hat seine Last Boden gefunden?

Die Weiber beteten laut — die Kinder schreien. Die Männer fangen an, langsam aufzuwickeln, aber nur ein paar Hände — da widersteht das Seil! Es ist nicht gerissen, es hält, — Wally hat Fuß gefaßt! Und jetzt — horch! ein verhallender Ruf aus der Tiefe, — und aus allen Kehlen bricht noch angstzitternd die Antwort. Wieder wird das Seil schlaff, sie wickeln nach, das wiederholt sich ein paarmal, es scheint, Wally klimmt an der Felswand empor. Mittlerweile ist es Tag geworden, aber ein feiner, kalter Regen rieselt herab und immer dichter wird das Nebelgemeng dort unten. Jetzt nimmt das Seil plötzlich eine schräge Richtung, es zerrt stark nach rechts, die Männer geben ihm nach und ziehen sich von der linken auf die rechte Seite des Stegs, Wally scheint immer höher zu steigen, sie müssen immer mehr aufwickeln. „Gott sei Dank,“ sagten Einige, „er muß nit so tief g'fallen sein — wenn er noch

so weit oben liegt, kann er leben!" „Vielleicht sucht's 'n nur!" meinten Andere. Setzt ein Ruck am Seil, dann ein plötzliches Nachlassen und ein markerschütternder Schrei.

„'s is g'rissen!" kreischen die Leute.

Nein, es spannt sich wieder an — vielleicht war's ein Freudenschrei — vielleicht hat sie ihn gefunden! Die Weiber liegen auf den Knien, selbst die Männer beten, denn wenn sie auch alle die übermüthige „Höchstbäuerin" gehaßt hatten — für die opfermüthige Dirn, die da drunten im Chaos in Todesnoth schwebt, bangt Jeder, der ein Menschenherz in der Brust trägt. Wenn nur ein Sonnenstrahl durch den Nebel dringen wollte, nur einen Augenblick! Da stehen sie Alle und schauen, und können nichts entdecken und müssen es der Zeit, der langsam schleichenden, überlassen, was sich enthüllen wird.

Das Seil steht, aber kein Ton bringt mehr von unten herauf. Ist es gerissen und hängt nur an einer Felszacke, während Wally schon zerschmettert in der Ache liegt? Warum kein Zeichen, kein Suchzer? Und noch Stunden können vergehen, ehe Hülfe von den Ortschaften kommt.

Niemand wagt ein Wort zu sprechen — Alles horcht mit gespanntem Athem. Da rennt der Klettenmaier herbei, rufend und winkend.

„Da schaut's, was I bring!" Er trägt ein voll-

v. Stillern, Geier-Wally.

ständiges Rettungsseil über der Schulter. „Unserm Herr Gott sei Dank! I hab' g'hört, daß sie was vom Geier g'sprochen hat, da is mir eing'fallen, daß die Luckard selig das Seil aufg'hoben hat g'habt, wodran damals der Stromminger die Wally zum Geier 'nunterg'laßt hat — und da — da hab' I's richtig g'funden auf'm Speicher unter allem altem G'rümpel 'raus.“

„Des is a Fund!“ „Klettenmaier, Dich schickt unser Herrgott!“ riefen die Leute durcheinander. „Gott geb's, daß wir's noch brauchen,“ sagte der Dorfälteste und sah muthlos auf das Rettungswerkzeug; „sie giebt kei Zeichen mehr!“

„'s zupft am Seil,“ schrie der Vorderste von der Kette und zugleich tönte ein Ruf herauf, so nahe, daß man es verstehen konnte, wenn Alles still war: „Noch kei Hülf da?“

„Ja, ja!“ schallt es jubelnd aus Aller Mund. Ein eiserner Widerhaken wird als Anker an das Tau geknüpft, eine zweite Kette wird gebildet und nun wird es hinabgesenkt in die undurchdringlich verschleierte Tiefe. Der Dorfälteste commandirt, — denn das Aufziehen der beiden Seile muß streng zusammengehen, damit Wally bei dem Berunglückten bleiben und ihn unterstützen kann. Nicht halb so tief, wie Wally zuerst gesunken war, geht das Seil nieder, da wird es schon von unten gefaßt und angehalten.

„Nachlassen,“ befiehlt der Älteste, denn Wally muß ein paar Ellen frei haben, dem Joseph das Seil umzugürten. „Genug!“ schallt das Commando und wie Soldaten auf dem Anstand stehen die Mannen und harren des Weiteren. Wieder ein paar Minuten Pause, sie muß die Schlinge sicher und bedacht machen, damit der vielleicht leblose Körper nicht so nah am Ziel wieder in den Abgrund stürzt.

„Knüpf's fest, Wally,“ keucht der Klettenmaier vor sich hin.

„Ja, Jesus, wenn sie'n nur gut anbind't,“ wiederholen die Leute.

Ein dreimaliger Ruck an beiden Seilen zugleich. „Aufziehen!“ befiehlt der Älteste und es ist, als zittre ihm die Stimme dabei.

Die Mannen beider Ketten stemmen die Füße fest in die Erde, weit hintenübergebogen, an Schenkeln, Armen und Stirnen schwellen die Adern auf, die nervigen Fäuste ziehen auf und das Aufwinden der wuchtigen Lasten beginnt — eine furchtbare, verantwortungsvolle Arbeit — ein Nachlassen, und Alles ist verloren.

„Langsam!“ mahnt der Älteste: „Aufanand' schauen!“

Es ist ein feierlicher Augenblick. Selbst die Kinder wagen nicht, sich zu rühren. Man hört nichts weit und breit, als das Stöhnen der schwer arbeitenden Männer.

Jetzt — jetzt kommt es durch den Nebel — deutlicher, immer deutlicher, — Wally taucht auf, mit einem Arm den leblosen Körper unterstützend, der in dem Rettungsseil hängt, mit dem andern Arm den Alpstock kraftvoll gegen die Felswand stemmend, um sich und ihn vor dem Zerschellen zu schützen. So gleichsam rudernnd steigt sie aufwärts durch das Luftmeer. Und jetzt endlich sind sie da, nah am Rand — noch einen Ruck, und sie können gefaßt werden.

„Festhalten,“ — commandirt der Älteste — jeder Athem stockt — der letzte Augenblick ist der schwerste, wenn noch in diesem Augenblicke das Seil risse!

Aber nein, die Vordersten der Kette bücken sich, sie packen sie mit sicherem Griff, die Hintermänner halten fest an den Stricken.

„Auf!“ stöhnt's aus dem Munde der Vorderen, sie werden herüber gehoben — da sind sie — auf festem Boden — und ein heulendes Freudengeschrei macht den gepreßten Herzen Luft. Wally ist stumm über dem leblosen Körper Joseph's zusammengesunken. Sie hört nicht, sie sieht nicht, wie Alles sich um sie drängt und sie lobt und preist, — sie liegt mit dem Angesicht auf seiner Brust — ihre Kraft ist zu Ende.

XIII.

Zum Vater zurück.

In Wally's Kammer auf Wally's Bett liegt Joseph leblos ausgestreckt. Es ist ruhig und still um ihr her. Wally hat Alles hinausgeschickt, sie kniet vor dem Bett, hat das Gesicht in die gerungenen Hände versteckt und betet: „Herr Gott, mei Gott, erbarm' Dich, und laß 'n leben — nimm mir Alles — Alles, aber laß'n leben! I will ja nix mehr von ihm, I will ihn ja meiden, I will ihn ja der Afra lassen — nur sterben soll er nit!“ Und dann steht sie wieder auf und macht ihm frische Umschläge auf den Kopf, wo das Blut aus einer klaffenden Wunde rinnt, und auf die Brust, die der Fels zerrissen hat, und wirft sich über ihn hin, als wollte sie mit ihrem Leib die Pforten schließen, aus denen sein Leben entströmt. „O Du armer Bua, Du armer Bua, so zerschlagen, zerbrochen — o die Sünd, die Sünd! Wally, Wally, was hast da g'macht — hätt'st dir nit lieber selber's Messer in's Herz g'stoßen, — hätt'st'n nit lieber mit der Afra Hochzeit halten sehen, und wärst still hing'gangen und g'storben, als daß d'n jetzt da liegen hast, und mußt'n verenden sehen, wie a Vieh, was der Metzger schlecht 'troffen hat?“

So klagte sie laut hinaus, während sie ihn verband, und wühlte in ihrem Innern mit derselben

Härte gegen sich selbst, mit der sie sich sonst an Andern gerächt. Hätte sie gekonnt, sie hätte mit ihren eigenen Händen ihr Herz zerfleischt in der wilden wahnfinnigen Reue, die sie erfaßte. Da ging leise die Thür auf. Wally sah sich erstaunt um, denn sie hatte verboten, daß man sie störe. Es war der Pfarrer von Heiligkreuz. Wally stand da wie vor ihrem Richter, bleich, bis in's Innerste erbebend.

„Gott sei gelobt!“ rief der alte Herr, — „da ist er ja!“ Er ging auf das Bett zu und betrachtete und befühlte Joseph. „Du armer Tropf! Du bist übel zugerichtet!“

Wally biß die Zähne zusammen bei diesen Worten, um nicht laut aufzuschreien.

„Wie habt Ihr ihn wieder herauf gebracht?“ frug der Pfarrer, aber Wally konnte nicht antworten.

„Nun, dem Herrn sei Dank, daß Er das Aergste verhütete in seiner Gnade,“ fuhr der alte Herr fort. „Vielleicht kommt er wieder auf und Du hast dann wenigstens keinen Mord auf dem Gewissen, wenn gleich die Absicht vor dem ewigen Richter so schwer wiegt, wie die That!“

Wally wollte sprechen.

„Ich weiß Alles“, sagte er streng: „der Vincenz war auf seiner Flucht bei mir und hat mir Alles gebeicht, von Deiner Lieb und seiner Eifersucht. Ich habe ihm die Absolution verweigert und ihn in die päpstliche Armee geschickt, dort mag er sich durch

gute Dienste für den heiligen Vater die göttliche Verzeihung erwerben, oder sein Verbrechen mit dem Tode büßen. Was aber soll ich mit Dir anfangen, Wally?" Er sah sie mit seinen klugen Augen durchdringend und traurig an.

Da schlug Wally beide Hände vor's Gesicht und schrie laut auf: „O Hochwürden — I bin so furchtbar g'straft, daß mich kei Mensch mehr ärger strafen kann. Da liegt, was mir 's Liebste war auf der ganzen Welt, und stirbt — und I muß mir sagen, daß I selber Schuld dran bin! Kann's denn noch a größer's Elend geben? Braucht's noch mehr?“

Der Geistliche nickte mit dem Kopfe: „So weit hast Du's also richtig gebracht — ein rohes Scheit Holz bist geworden, mit dem man die Leute todt-schlägt! — Wie ich Dir's gesagt habe, so ist es gekommen, Du hast dem Messer Gottes nicht Macht über Dich gelassen, und nun verwirft Dich der Herr und läßt das harte Holz im Fegfeuer der Reue brennen!“

„Ja, Hochwürden, so is's — aber I weiß a Wasser, was das Feuer löscht! Wann der Joseph stirbt, dann spring I in die Ach' 'nunter. Dann ist Alles vorbei.“

„D über die Thörin! Meinst, das sei ein Brand, den irdisches Wasser löschen könne? Meinst wirklich, Du kannst mit dem irdischen Leib auch die unsterbliche Seele erkaufen? Die würde in Flammenqual

ewiger Reue lobern, und wenn alle Meere sich über Dich ergöffen!"

„Was soll I denn thun?“ sagte Wally dumpf; „was kann I denn thun, als sterben?“

„Leben kannst und leiden, das ist mehr als sterben!“

Wally schüttelte den Kopf, ihre dunkeln Augen starrten ohne Richtung vor sich hin. „I kann nit, — I spür's — I kann nit leben, die seligen Fräulein stoßen mich 'nunter — 's is ja Alles kommen, wie I mir's im Traum an'droht haben: da liegt der Joseph zerschmettert und zerschlagen, und I muß ihm nach, das is so b'schlossen, und des muß sich so begeben, dagegen kann kei Mensch!“

„Wally, Wally!“ rief der Pfarrer und schlug entsezt die Hände zusammen. „Was redest Du! Die seligen Fräulein? Was, selige Fräulein! Um's Himmels Willen, leben wir denn in der grauen Heidenzeit, wo die Menschen noch glaubten, böse Geister trieben ihr Spiel mit ihnen? Ich will Dir sagen, was die seligen Fräulein sind: Deine eigenen wilden Leidenschaften sind es! Hättest Du Dein maßloses, gewaltthätiges Wesen bezähmen lernen, wäre der Joseph nicht in den Abgrund gestürzt worden. Das ist wohlfeil, die eigene Schuld auf den Einfluß feindlicher Mächte zu schieben. Dafür ist der wahre Gott zu uns gekommen, um uns erkennen zu lehren, daß wir das Böse in uns selbst tragen und es in uns

bekämpfen müssen. Bezwingen wir uns selbst, so bezwingen wir auch die geheimnißvollen Mächte, welche selbst die Riesen der Vorzeit zum Untergang trieben, weil diese ihnen bei all ihrer Stärke keine sittliche Kraft entgegenzusetzen hatten. — Und mit sammt Deiner Stärke, Deiner Härte und Deinem Troß bist Du doch nur ein armseliges, schwaches Ding, so lange Du nicht kannst, was jede schlichte, einfältige Magd des Herrn vollbringt, die in strenger Klosterzucht tagtäglich ihres Herzens liebste Wünsche auf Gottes Altar opfert und sich selig preist! Hättest Du nur einen Schimmer von solcher Größe in Dir, Du brauchtest Dich vor keinem „seligen Fräulein“ mehr zu fürchten, und nicht Deine dummen Träume schrieben Dir Dein Schicksal vor, sondern Dein eigener klarer, bewußter Wille! Denk einmal drüber nach, ob das nicht fürnehmer wäre und größer?“

Wally lehnte am Bettpfosten, es war als sei sie gehoben von einer neuwachenden großen Erkenntniß. „Ja!“ sprach sie kurz und bestimmt und kreuzte die Arme über der hochwogenden Brust, — „Ihr habt Recht, Hochwürden — Ich versteh's, wie Ihr's meint, und will's probiren.“

„Ich will's probiren“ — wiederholte der alte Herr, „das hast Du mir schon einmal gesagt, aber nicht gehalten.“

„Dasmal halt' Ich's, Hochwürden!“ sagte Wally,

und der Geistliche bewunderte im Stillen den Ausdruck, mit dem sie die wenigen Worte sprach.

„Welche Bürgschaft giebst Du mir dafür?“ fragte er.

Da legte Wally die Hand auf Joseph's wunde Brust und aus ihren Augen quollen zwei große Thränen. — Kein gesprochenes Gelübde konnte mehr sagen. Der weise Priester schwieg jetzt, er wußte, mehr bedurfte es nicht! —

Der Verwundete drehte sich im Bett um und murmelte einige unverständliche Worte.

Wally machte ihm einen frischen Umschlag auf den Kopf, er öffnete die Augen halb, schloß sie aber gleich wieder und fiel in seinen todesähnlichen Schlummer zurück. „Wenn doch nur endlich der Physisus käm'!“ sagte Wally und setzte sich auf einen Schemel neben dem Bett. „Wie viel Uhr mag's denn sein?“ Der Pfarrer sah nach der Uhr: „Wann hast Du denn nach ihm geschickt?“

„Früh um Fünf.“

„Dann kann er noch nicht da sein. Es ist erst zehn Uhr, und bis Sölden sind's doch drei Stunden.“

„Erst zehn Uhr!“ wiederholte Wally leise und den Geistlichen erbarmte es, wie sie so still dasaß, die Hände im Schooß gefaltet, während ihr vor Angst das Herz schlug, daß man es hören konnte.

Er beugte sich über den Kranken und befühlte ihm Kopf und Hände. „Ich meine, Du könntest

Dich beruhigen, Wally, der kommt mir nicht vor wie ein Sterbender."

Wally saß unbeweglich und starrte vor sich hin: „Wann der Physikus kommt und sagt, er könn' am Leben bleiben, dann wünsch' I mir auf dera Welt nix weiter."

„Das ist gut gedacht, Wally, das hör' ich gern!" lobte der Pfarrer. „Und nun erzähl' mir auch, wie es mit Joseph's Rettung gegangen ist — das kürzt uns die Zeit ab, bis der Arzt kommt."

„Da is nit viel z' erzählen!" erwiderte Wally kurz.

„Nun, es ist immer eine schöne That, die den Männern von der Sonnenplatte alle Ehre macht!" meinte der Geistliche; „warst Du denn nicht dabei?"

„Freili!"

„Nun, so sei doch nicht so einsilbig. Ich habe auf dem Herwege mit Niemandem gesprochen und weiß ja noch gar nichts. Wer hat ihn denn herauf geholt?"

„I!"

„Gott sei mir gnädig! Du Wally, Du selbst?" rief der alte Herr und schaute Wally starr vor Staunen an.

„Ja — I!"

„Aber wie hast Du das angefangen?"

„Sie haben mich am Seil 'nunter g'laßt und da hab' I'n g'funden zwischen 'n Felsen und 'n

Zirbenstamm einflemmt. Wär' das Bäumel nit g'wesen, wär' er in die Ach' 'nunter g'stürzt und lei Mensch hätt'n mehr lebendig 'rauf bracht."

"Kind, das ist ja eine große That!" rief der alte Herr ganz außer sich.

"No ja," sagte sie ruhig, fast hart. "Wann S'n hab' 'nunterschmeißen lassen, muß S'n doch au wieder 'rauf holen."

"Du hast Recht, das ist nicht mehr als billig," sagte der Pfarrer, mit Mühe seine Bewegung unterdrückend. "Aber es ist nichts destoweniger eine That der Sühne, die einen Theil der Schuld von Deiner armen Seele nimmt."

"Des is Alles nix!" sagte Wally kopfschüttelnd. "Wann er stirbt, so hab' S'n doch umbracht."

"Das ist wahr, aber Du hast Leben für Leben hingegeben — hast das Deine eingesezt, um das seine zu retten — damit hast Du gut gemacht, was Du verbrochen, soweit es in Deinen Kräften stand — den Ausgang müssen wir Gott überlassen!"

Ein tiefer Seufzer drang aus Wally's Brust, sie konnte den Trost nicht empfinden, der in den Worten des Priesters lag. "Den Ausgang müssen wir Gott überlassen!" wiederholte sie aus gepreßtem Herzen.

Das Auge des Geistlichen ruhte mit Wohlgefallen auf ihr. Diese Seele konnte Gott nicht verwerfen, trotz ihrer schweren Mängel und Fehler.

So alt er auch geworden — er hatte nicht ihresgleichen gefunden im Guten wie im Bösen. Er schaute auf den Kranken, der in der Bewußtlosigkeit trotzig die Faust ballte. Er zürnte ihm fast, daß er das Herrlichste verschmähte, was die Erde einem Manne bieten kann: solch eine Liebe, daß er durch seine Sprödigkeit ein Herz verhärtete, das so edel geschaffen, so großartiger Hingebung fähig war. „Du dummer Bauernbub!“ brummte er unmuthig zwischen den Zähnen.

Wally sah ihn fragend an, sie hatte ihn nicht verstanden.

Da klopfte es an die Thür und zugleich trat auch der Physikus herein.

Wally zitterte so, daß sie sich am Bettpfosten halten mußte. Das war der Mann, an dessen Lippen für sie Erlösung und Verdammniß hing. Eine Menge Leute drängte sich mit herein, um zu hören, was er sagen würde, aber er wies sie kurz zurück. „Hier ist kein Ort für Neugierige, der Kranke muß die äußerste Ruhe haben!“ sagte er streng und schloß die Thür. Er sprach überhaupt nicht viel. Als er dem Kranken die Kopfbinde abnahm, brummte er nur zwischen den Zähnen: „Da ist wieder ein Verbrechen im Spiel!“

Wally stand dabei bleich und starr, wie eine Bildsäule, der Pfarrer sah sie absichtlich nicht an, er fürchtete sie aus der Fassung zu bringen. Die

Untersuchung begann, banges Schweigen herrschte in dem kleinen Zimmer. Wally stand mit abgewandtem Gesicht am Fenster, während der Arzt den zerschundenen Körper untersuchte und die Sonde einführte. Sie hatte etwas vom Boden aufgehoben, hielt es zwischen den krampfhaft verschlungenen Händen und drückte wie zum Kuß die Lippen darauf, es war das dornumwundene Haupt des Erlösers, den sie in der Nacht zertrümmerte. „Verzeih — verzeih,“ betete sie in bleicher zitternder Todesangst. „Erbarm’ Dich meiner — I verdien’s nit — aber laß Dei Erbarmen größer sei, als mei’ Schuld!“

„Keine der Wunden ist tödtlich,“ sagte jetzt der Arzt in seiner trockenen Art; „der Kerl muß Knochen haben wie ein Mammuth.“

Jetzt verließ Wally ihre Kraft, die zu lang angespannte Sehne riß und laut aufschluchzend stürzte sie vor dem Bett auf die Knie und begrub das Gesicht in Joseph’s Kissen. „O, Gott sei Dank! — Gott sei Dank!“

„Was hat denn Die?“ frug der Arzt. Der Pfarrer gab ihm ein Zeichen, das er verstand.

„Nehmt Euch zusammen, Höchsthäuerin, und helft mir die Verbände anlegen,“ sagte er.

Sogleich sprang Wally auf, wischte die Thränen aus den Augen und griff hilfreich zu. Der Geistliche beobachtete sie mit heimlicher Freude, wie sie dem Arzt an die Hand ging, so geschickt und um-

sichtig, wie eine barmherzige Schwester. Sie zitterte nicht, weinte nicht mehr, es war ein ruhiges, stilles Walten, ein rechtes Walten der Liebe. Und eine Verklärung lag dabei auf ihrer Stirn, eine Verklärung im Schmerz, — daß der Pfarrer sie kaum wieder erkannte.

„Die wird noch — die wird!“ sagte er glücklich zu sich selbst, wie der Gärtner, der eine auf-gegebene Lieblingspflanze plötzlich neue Schößlinge treiben sieht. Als der Verband fertig war und der Arzt alles Weitere angeordnet, ging der Pfarrer mit ihm hinaus und Wally blieb allein bei Joseph. Sie setzte sich auf den Schemel neben dem Bett und stützte die Arme auf die Knie. Er athmete jetzt ruhig und gleichmäßig, seine Hand lag auf der Decke dicht neben ihr, sie hätte sie küssen können, ohne sich von der Stelle zu rühren. Aber sie that es nicht, ihr war, als dürfe sie nun keinen Finger mehr von ihm berühren. Wäre er sterbend oder todt dagelegen, sie hätte ihn mit Küffen bedeckt wie vorhin, wo sie ihn verloren glaubte — der Todte hätte ihr gehört — an den Lebenden aber hatte sie kein Recht! So war er ihr gestorben in dem Augenblick, wo der Arzt sagte, daß er leben würde, und sie begrub ihn mit Todesweh in ihrem Herzen, während sie die Botschaft seiner Auferstehung empfing wie eine Botschaft der Erlösung! So saß sie lange regungslos und ihr Auge haftete auf Joseph's schönem, bleichen Antlitz — sie litt, was ein Menschenherz leiden kann, aber

sie litt geduldig. Sie seufzte nicht und klagte nicht, sie ballte nicht, wie früher, die Fäuste im Grimm ihres Schmerzes — sie hatte das Schwerste gelernt in dieser Stunde: sie hatte dulden gelernt. Was hätte sie denn noch für ein Recht gehabt, sie, die Schuldbeladene, sich zu beklagen — was verdiente sie denn Besseres? Wie hätte sie ihn denn noch für sich begehren dürfen — sie, die fast seine Mörderin geworden wäre — wie hätte sie noch das Auge zu ihm erheben gedurft? Nein, sie wollte sich nicht mehr beklagen: „Lieber Gott, laß mich's büßen, wie Du magst, — denn kei' Straf' ist zu groß für so Eine, wie I bin!“ betete sie und neigte das Antlitz demüthig auf die gerungenen Hände nieder.

Da ward die Thür aufgerissen und mit dem Schrei: „Joseph, mei Joseph!“ stürzte ein Mädchen herein, an Wally vorbei und warf sich weinend über Joseph hin. Es war Afra. Wally war aufgesprungen, als hätte sie eine Schlange berührt — einen Augenblick dauerte der Kampf in ihr — der letzte, schwerste Kampf. Sie umfaßte sich gleichsam selbst mit den Armen, als wolle sie sich festhalten, um sich nicht auf das Mädchen zu stürzen und es von dem Bett — von Joseph wegzureißern. So stand sie eine Weile, während Afra heftig auf Joseph's Brust schluchzte, dann fielen ihr die Arme wie gelähmt herab und auf ihrer Stirn perlte kalter Schweiß.

Was wollte sie denn? Die Afra war ja in ihrem Recht!

„Afra,“ sagte sie leise, wenn Du den Joseph lieb hast, so sei still und ruhig und mach kei so G'schrei — der Doctor hat g'sagt, der Joseph müßt' Ruh' haben!“

„Wer kann da still sein, der a Herz im Leib hat und sieht den Buab'n so daliegen?“ wehlagte Afra. „Du hast gut reden, Du kannst scho ruhig sein, Du hast'n nit so lieb, wie I'n hab'. Der Joseph is mei Alles — wenn mir der stirbt, dann bin I ganz alleinig auf der Welt: o Joseph, lieber Joseph — wach' auf, schau mich an — nur einmal — sag nur a Wört'l —“ und sie schüttelte ihn in ihren Armen.

Aus Joseph's Mund drang ein leises Stöhnen und er lallte ein paar unverständliche Worte.

Da trat Wally hinzu und faßte Afra fest, aber ruhig am Arm, in ihrem bleichen Gesicht zuckte keine Muskel.

„Jetzt will I Dir was sagen, Afra! Der Joseph ist da unter meiner Obhut und I bin verantwortlich dafür, daß Alles so g'schieht, wie's der Doctor g'sagt hat, und das is mei Haus, in dem Du da bist, und wenn D' nit thust, was I Dir sag', und dem Joseph Ruh laßt, wie's der Doctor will, so brauch I mei Hausrecht und schick' Dich vor die Thür, bis Du soweit zur Vernunft kommen

bist, daß Du die Pflieg' bei dem Joseph übernehmen kannst — nacher", die Stimme zitterte ihr — „nacher laß I'n Dir!"

„D Du bö's Ding Du —“ rief Afra leidenschaftlich, „zum Haus willst mich 'nauswerfen, weil I um den Joseph wein'? Meinst, 's haben alle Leut' so a hart's Herz wie Du, und könne bei so'me Glend dastehen wie a Stock? Laß mein' Arm' los! I hab' a besser's Recht an den Joseph, als Du, und wenn D' mich nit schreien hören magst, so heb' I mein' Joseph auf und laß mir'n heimtragen zu mir! Da darf I wenigstens weine, so viel I mag! I bin nur a arme Magd, — aber wenn I mei Lebtag dafür umsonst diene müßt, so will I'n lieber selber verpflegen, in mei'm Stübel, als daß I mir von Dir die Thür weisen laß — Du stolze Höchsthäuerin Du!"

Wally ließ Afra's Arm los, sie stand vor ihr mit dem bleichen Gesicht und dem Zug von Todesweh um den stummen Mund, daß Afra beschämt die Augen niederschlug, als ahne sie, daß sie ihr Unrecht gethan.

„Afra,“ sagte Wally, „Du brauchst nit so g'hässig gegen mich zu sein, I verdien's nit um Dich, denn für Dich hab I'n aus'n Abgrund geholt — nit für mich — und für Dich wird er leben, nit für mich! Schau' Afra, noch vor einer Stund' hätt' I Dich eher erwürgt, eh' I Dich an das Bett da gelassen

hätt' — aber jetzt is mei Troß 'brochen und mei Stolz und — mei hart's Herz!" hauchte sie vor sich hin. „Und so mach' I Dir freiwillig Platz, denn Dich hat er gern und von mir will er nix wissen. Du brauchst den kranken Buaben nit forttragen z'laffen. Bleib' Du ruhig mit ihm da — I geh scho eh'! I wär' doch 'gange! Es könnt's da auf'm Höchsthof sein, so lang' ös möcht's — I werd' das mit dem, dem er g'hört, seiner Zeit scho ausmachen. Und I werd' für Euch sorgen in Allem, denn ös seid's alle Zwei arm und könnt's nit heirathen, wenn ös nix habt's. Vielleicht segnet der Joseph dann später amal die Geier-Wally.“ —

„Wally, Wally!“ rief Afra; „Jesus, was denkst nur? I bitt' Dich — o Joseph — Joseph! wenn I nur reden dürft'!“

„Laß's gut sein,“ wehrte Wally, — „sei still, dem Joseph z'Lieb — sei still! Laß mich jetzt ruhig gehen — und plag' mich nit. I muß fort — halt' mich nit auf! Aber eins bitt' I Dich: pfleg' ihn guat. Gelt, Du versprichst mir's, daß I ruhig gehen kann?“

„Wally,“ bat Afra, „thu' mir das nit an, geh' nit! Jesus was wird der Joseph sagen, wenn er erfahrt, daß wir Dich aus Dei'm eignen Haus vertrieben hab'n?!“

„Spar' alle Wort', Afra,“ sagte Wally streng;

„wenn I amal was g'sagt hab', bleibt's dabei, da könnt' kommen, was wollt!“

Sie ging zur Truhe und nahm Kleider und Wäsche heraus, die schnürte sie zusammen in ein Bündel und warf es über die Schulter. Dann nahm sie aus einer Schachtel ein Päckchen Linnen: „Schau, Afra,“ sagte sie, „da is alte feine Leinwand, die brauchst zum Verband, und da is gröbere, die nimmst zur Charpie, die braucht der Doctor heut' Abend, wann er wieder kommt. Schau, da hast' die Scheer, da mußt' so fingerlange Fleckeln schneiden. Mach's pünktlich, hörst? Und alle Viertelstund' mußt' ihm'n frischen Umschlag auf'n Kopf machen, daß's d' Hizen 'rausziegt. Gelt, I kann mich drauf verlassen, daß D' nix versäumst? Denk', wenn I'n 'rauf g'holt hätt' aus'm Abgrund — und I müßt's erleben, daß Du — Du was versäumt hätt'st in der Pfleg'! — Und schau, er soll alleweil hoch liegen mit'm Kopf, daß's Blut abi lauft — schütt'l ihm immer recht die Kissen auf. — Jetzt wird's wohl Alles sein — jetzt weiß I nix mehr. Ach Gott, Du wirst'n nit heben und nit legen können, wie I — Du hast die Kraft nit! Nimm Dir den Klettenmaier zu Hilf' — der meint's treu. Und so leg' I'n denn in Deine Händ',“ — die Stimme versagte ihr, ihre Knie zitterten, sie vermochte kaum das Bündel zu halten, das sie trug, — einen letzten Blick warf sie nach dem Kranken

hinüber: „B'hüt Gott!“ Dann war sie zur Thür hinaus.

Draußen sprach der Pfarrer mit Klettenmaier. Wally trat zu ihnen hin.

„Klettenmaier!“ rief sie dem Knecht in's Ohr, „geh hinein und hilf der Afra den Joseph pflegen. Die Afra is jetzt da an meiner Statt. Der Joseph bleibt auf'm Höchsthof und I geh fort. Es sollt's Alle den Joseph als Höchstbauern betrachten und ihm folgen, als wenn I's wär', bis I wieder komm', und weh Euch, wenn er was z'klagen hätt'! Ründ's dem G'find' an!“

Der Klettenmaier hatte verstanden und schüttelte den Kopf, aber zu fragen traute er sich nicht. „Adies Bäuerin,“ sagte er, „kommt's bald wieder!“

„Nie!“ sagte Wally leise.

Klettenmaier ging in's Haus. Wally stand vor dem Pfarrer und hielt seinen prüfenden Blick aus. „Jetzt g'hört nix mehr mir, wodran mir mei Herz hängt, als der Geier,“ sagte sie erschöpft, — „aber den gieb I nit her, — der muß mit mir. Komm Hansel,“ lockte sie den Vogel, der aufgedunsen und faul auf dem Spalier saß. Er kam schwerfällig zu ihr herangeflogen.

„Jetzt mußt wieder fliegen lerne, Hansel, 's geht wieder fort.“

„Wally,“ sagte der Geistliche bekümmert, „was hast Du vor?“

„Hochwürden — I muß fort — die Afra is drin! Gelt, das seht's ein, daß I da nit bleiben kann? I will ja Alles thun, I will zeitlebens nackt und bloß auf der Landstraß' wandern und ihm Alles lassen, Alles, — aber nur nit zusehn, wie er die Afra herzt — nur des nit — des kann I nit!“ Sie biß die Zähne zusammen, um die neuaufquellenden Thränen zurück zu halten.

„Und Du willst ihm wirklich Haus und Hof abtreten? Weißt Du auch, was Du da thust, mein Kind?“

„Der Höchsthof g'hört nimmer mir, Hochwürden — seit gestern weiß I, daß er 'm Vincenz g'hört, wenn er 'n Anspruch darauf erhebt. Aber mei Vermögen, was I sonst noch hab' — soll dem Joseph g'hören. Wenn der Joseph wegen mir lahm wird und kann sei Brod nit mehr verdienen — is's mei verfluchte Schuldigkeit, daß I für'n sorg'.“

„Ist's möglich, wie?“ rief der Geistliche, „Dein Vater hat Dich an Haus und Hof enterbt?“

„Was liegt mir noch an Haus und Hof? Das Haus, in das I g'hör', is immer bereit!“

„Kind!“ rief der Geistliche beunruhigt, „ich hoffe nicht, daß Du Dir ein Leides thun wirst?“

„Nein, Hochwürden — jetzt nimmer! I sieh's jetzt ein, wie Recht ös in Allem habt's, und daß sich unser Herr Gott nit abtrozen laßt. Vielleicht — wann er siecht, daß I ehrlich büß', erbarmt's

ihn doch und er gönnt meiner armen Seel'n Frieden!" —

"Nun, die Stunde sei gesegnet, wie schwer sie auch war, die Deinen harten Sinn gebrochen hat! Jetzt, Wally, bist Du wahrhaft groß! Aber, wo gehst Du hin, mein Kind? Willst Du in ein barmherziges Stift, soll ich Dich zu den Carmeliterinnen bringen?"

"Nein, Hochwürden, des thut's der Geier-Wally nit an. I kann mich nit in Mauern und Zellen einsperren lassen — unter Gottes freiem Himmel, wie I g'lebt hab', will I sterben. — I thät meinen, durch so dicke Wänd' käm' unser Herrgott nit durch. I will büßen und beten wie in der Kirch', aber Felsen und Wolken muß I um mich hab'n und der Wind muß mir um d'Ohren sausen, sonst halt I's nit aus! Gelt, das seh't's ein?"

"Ja, Wally, das seh' ich ein und es wäre Thorheit, wollte ich Dir Zwang anthun, aber wo ziehst Du hin?"

"I geh' wieder zu mei'm Vater Murzoll z'ruck, — da is doch mei einzige Heimath!"

"Thu, was Du nicht lassen kannst," sagte der Pfarrer. "In Gottes Namen, mein Kind! Ich sehe Dich ruhig scheiden, denn wohin Du jetzt auch gehst, — Du gehst zum Vater zurück!"

XIV.

Gnadenbotschaft.

Hoch oben auf dem einsamen Ferner, bei dem steinernen Vater, sitzt wieder das ausgestoßene, einsame Menschenkind, als wäre es hierher gebannt, wie ein Theil des schwindelnden Felsens, von dem es hinabschaut auf die kleine Welt da unten, die keinen Raum hatte für das große, fremde, in Wildniß und Gletscherstürmen gereifte Herz. Die Menschen haben es verjagt und verstoßen, und es hat sich erfüllt, was der Traum verheißt, daß der Berg es annahm an Kindesstatt. — Den Bergen gehört es; Stein und Eis sind seine Heimath — und dennoch kann es nicht selbst versteinern und das arme, heiße Menschenherz verblutet sich schweigend hier oben zwischen Stein und Eis!

Zweimal hat die glänzende Mondescheibe zu- und wieder abgenommen seit dem Tag, da Wally hier die letzte Zuflucht gesucht. Keines Thalbewohners Antlitz hat sie gesehen. Nur der Pfarrer hatte den alten, gebrechlichen Leib einmal zu ihr heraufgeschleppt und ihr berichtet, daß Joseph in der Genesung sei. Ferner, daß die Anzeige von Stalien gekommen, Vincenz habe sich bald nach seiner Einkleidung erschossen und ihr sein ganzes Besitztum vermacht.

Da hatte sie die Hände über dem Knie gefaltet und leise gesagt: „Dem ist wohl, der hat's kurz g'macht“ — als beneide sie ihn.

„Aber was thust Du nun mit dem vielen Geld?“ hatte der Geistliche gefragt, — „wer soll denn Deine unermesslichen Besitzthümer verwalten? Zu Grunde darfst Du sie doch nicht gehen lassen.“

„Geld und Gut wie Heu — und was hilft's mir — nicht ein glückliches Stündel kann I mir damit kaufen. — Wenn nach a Zeit drüber hingange is, daß I wieder an was denken mag, dann geh' I 'nunter nach Imst und mach's g'richtlich, daß mei Sach' dem Joseph g'hören soll. I b'halt nur so viel, daß I mir weiter unten am Berg a klein's Haus für'n Winter bauen kann, aber jetzt muß I noch Ruh' haben — jetzt kann I für nix sorgen. Verwaltet's mei' Hab und Gut, Hochwürden, und sorgt's, daß das G'find sei Sach' recht hat — und gebt die Armen, was sie brauchen; 's soll kei Armer mehr auf der Sonnenplatten sein von heut' an!“

So hatte sie kurz wie am Rande des Jenseits ihre zeitlichen Angelegenheiten geordnet; es blieb ihr nur noch zu harren, bis ihre Stunde komme — die Stunde der Erlösung.

Es war, als habe Gott ihr damals durch den Mund des Pfarrers gesagt: „Du darfst nicht zu mir kommen, als bis ich Dich selbst hole.“ Und nun wartete sie, bis er sie hole, aber wie lange — wie

furchtbar lange konnte das dauern? Sie blickte auf ihren gewaltigen Körper — der war nicht angelegt auf ein frühes Ende und doch gab es für sie ja keine Hoffnung mehr, als den Tod! Sie sah es ein, daß sie ein Leben nicht gewaltsam enden dürfe, das der Buße geweiht sein sollte — aber sie dachte — helfen dürfe sie doch dem lieben Gott, sie aufzulösen, wann es ihm gefalle — und so that sie Alles, was auch den festesten Körper zerstören kann. Das war ja kein Selbstmord, wann sie nur so viel Nahrung zu sich nahm, als nöthig, um nicht zu verhungern — Fasten gehörte ja zum Büßen — und wenn sie sich Tage und Nächte lang dem Sturm und Regen Preis gab, wo selbst der Geier sich in eine Felspalte verkroch, daß allmählig Kälte, Frost und Mangel die gesunde Natur unterwühlten. Es war kein Selbstmord, wenn sie Felsen erklimm, die wohl nie ein menschlicher Fuß bestiegen — nur um dem lieben Gott die Gelegenheit zu geben, daß er sie hinabstürzen könne — wenn er wolle! Und sie sah mit einer Art grausamer Freude nach und nach den schönen Leib zerfallen, sie fühlte ihre Kraft erschlaffen — sie sank oft müde zusammen, wenn sie weit umher geirrt war, und wenn sie kletterte, zitterten ihr die Knie und das Athmen wurde ihr schwer. So saß sie eines Tages müde da, auf einer der höchsten Spitzen Murzolls. Um sie her ragten weiße Zacken und Blöcke von Eis übereinander empor, es

sah aus wie ein Kirchhof im Winter, wo die beschneiten Grabsteine in Reihen nebeneinander stehen, von keinem Reis, keiner Blume mehr umrankt. Unmittelbar ihr zu Füßen das grünschimmernde Eismeer mit seinen erstarrten Wogen, das sich hinabzog bis zum Uebergang über das Joch. Tiefste Kirchhofsruhe lag über der regungslos erstarrten Welt hier oben. Traumhaft von mittäglichen Dunstschleiern umwoben lag die Ferne mit ihren unermesslichen Gebirgszügen. Similaun, das braune Riesenhorn nebenan, ward umschmeichelt von einer kleinen, lichten Wolke, die sich kosend an ihn schmiegte, aufstieg, sich wieder senkte, um endlich an den scharfen Kanten des furchtbaren Felsens zu zerreißen, zu zerfließen.

Wally lag auf den Ellbogen gestützt und ihr Auge folgte mechanisch dem Treiben der kleinen Wolke. Die Mittagssonne stach herab auf ihren Scheitel, der Geier saß nicht weit von ihr, putzte sich gelangweilt das Gefieder und dehnte faul die Schwingen. Plötzlich ward er unruhig, drehte wie horchend den Kopf, machte einen langen Hals und flog kreischend ein Stück höher hinauf.

Wally erhob sich ein wenig, um zu sehen, was das Thier erschreckte. Da, mitten über das glatte, rissige Eismeer kam eine menschliche Gestalt daher, gerade auf den Felsen zu, wo Wally saß. — Wally erkannte die dunkeln Augen, den schwarzen Schnurr-

bart — sah das freundliche Grüßen und Winken und hörte den Fodler, den er herausschickte, wie einst vor Jahren, da sie ihn von der Sonnenplatte herab mit dem Fremden durch die Schlucht ziehen sah — sie selbst noch ein hoffendes, unschuldvolles Kind, noch nicht vom Vater verflucht und verstoßen, noch keine Brandstifterin, noch keine Mörderin. — Wie eine ganze Gegend, von einem Blitz erleuchtet, plötzlich mit Höhen und Tiefen aus dem Dunkel tritt — so stand wie mit einem Schläge die Kette des Verhängnisses vor ihrer Seele und sie übersah mit Schauern die ganze Tiefe ihres Falls.

Was war sie damals — und was war sie jetzt? Was suchte, der sie damals nicht gesucht, was suchte er jetzt bei der Gerichteten, bei der lebendig Todten?

Sie stierte hinab mit unaussprechlichem Entsetzen: „Herr Gott, er kommt!“ — schrie sie ganz laut und klammerte sich in Todesangst an den Felsen an, als wäre es die Hand ihres steinernen Vaters. „Joseph, bleib unten, — nit darauf — um Gottesbarmherzigkeit willen, kehre um — geh fort — I kann Dich nit sehen!“ aber Joseph hatte im raschen Anlauf den Felsen genommen und stieg herauf zu ihr. Wally verbarg ihr Gesicht in dem Gestein und streckte abwehrend die Hände gegen den Andringenden aus: „Kann ma denn nirgends allein sein auf dera Welt?“ schrie sie, am ganzen Leibe zitternd. — „Hörst denn nit? Du sollst mich lassen. Mit mir

kannst nit haben — I bin todt — so gut wie todt!
D, kann I denn nit amal ruhig sterben?“

„Wally — Wally, bist denn vom Verstand?“
rief Joseph und riß sie mit starken Armen vom
Felsen los wie ein daran festgewachsenes Moos.
„Schau mich an, Wally — um Gotteswillen, —
warum willst mich denn nit sehen? I bin's ja, der
Joseph, dem Du's Leben g'rettet hast, — so was
thut ma doch nit für 'n Menschen, den ma nit sehen
mag?!“

Er hielt sie in den Armen, sie war auf ein
Knie gesunken, sie konnte weder vor noch zurück, sie
konnte sich nicht wehren — sie war nicht mehr die
Wally von einst, sie war matt und entkräftet. Wie
ein Opferthier neigte sie das Haupt gebrochenen
Blickes, als habe sie der letzte Streich getroffen.

„Jesus, Dirnl, wie siehst aus — als wollst
sterben! Ist das noch die stolze Höchsbäuerin? Wally,
— Wally — redt doch was — b'finn Dich doch!
— Das kommt davon, wenn ma lebt wie a Wilde.
Da oben könnt ma scho gar 's Reden verlerne. —
Du bist ja ganz hinfällig wor'n, komm, stütz Dich
auf mich, I führ' Dich 'runter in Dei Hütt'n. I
bin zwar g'rad au noch kei Held, aber a bißel mehr
Kräft' hab' I doch noch, wie Du. Komm — da
oben wird's ein' ja schwindlich, und I hab' gar
viel mit Dir g'reden, Wally — gar viel!“ Wally
ließ sich fast willenlos Schritt für Schritt von ihm

hinabführen. Ohne zu sprechen, leitete er ihren unsichern Schritt über das Eismeer und hinab der Hütte zu. Dort aber war gerade der Hirt, und so hielt er an und ließ das Mädchen auf eine Matte von Berggras niedergleiten. Sie saß da mit gefalteten Händen still und ergeben. Es war wohl so Gottes Wille, daß er ihr auch diese Prüfung noch schickte, und sie betete nur um Standhaftigkeit.

Joseph lagerte sich neben sie, stützte das Kinn auf die Hand und schaute ihr mit den glühenden Augen in das verhärmte Gesicht. „I hab' viel an Dir gut z'machen, Wally,“ sagte er ernst — „und I wär' scho lange komme, wenn mich der Doctor und der Pfarrer g'lassen hätt', aber sie haben g'sagt, 's könnt mich's Leben kosten, wenn I z' früh auf'n Berg aufi stieg, und da hab' I denkt, 's wär doch schad — denn — jetzt möcht I g'rad erst recht leben, Wally,“ — er faßte ihre Hand — „seit Du mir's Leben g'rettet hast! — denn wie I das g'hört hab', da hab' I g'wußt, wie's um Dich steht — und so steht's um mich au, Wally!“ er streichelte ihr sanft die Hand.

Wally riß ihm im jähen Schreck die Hand weg, es versezte ihr fast den Athem.

„Joseph, jetzt weiß I, wo D' 'naus willst! Du meinst jetzt, weil I Dir's Leben g'rettet hab', müßt D' mich aus Dankbarkeit gern haben und am End' gar die Afra im Stich lassen! Joseph, des laß Dir

nit bekommen, denn so wahr Gott im Himmel lebt — elend bin I und schlecht, aber so schlecht doch nit, daß I a Belohnung annehm', die I nit verdien' und mir a Herz schenken ließ, wie a Trinkgeld — a Herz, was I noch derzu aner Andern stehlen müßt. Nein, des thut die Geier-Wally nit — Gottlob, daß es doch noch was Schlecht's giebt, zu dem I nit fähig wär!" fügte sie leise wie für sich selbst hinzu. Und ihre ganze Kraft zusammennehmend, stand sie auf und wollte der Hütte zugehen, wo der Hirt saß und sich ein Liedel pfiff. Aber Joseph hielt sie mit beiden Armen fest: „Wally — hör' mich doch erst an!"

„Nein, Joseph," sagte sie mit bleichen Lippen, „kei' Wort mehr! I dank Dir für Dein' guten Willen — aber Du hast mich halt doch nit kennt!"

„Wally, I sag Dir, daß D' mich anhören müßt — verstehst mich? Du müßt!" Er legte ihr die Hand auf die Schulter und sein Blick haftete so gebieterisch auf ihr, daß sie wie gebrochen in sich zusammensank.

„So red'," sagte sie erschöpft und setzte sich unweit von ihm auf einen Stein.

„So is's recht — jetzt sieh I, daß Du auch folgen kannst," sagte er gutmüthig lächelnd.

Er streckte die schönen Glieder auf dem Rasen aus, den Eschopen, den er ausgezogen hatte, legte er sich unter den Ellbogen und stützte sich darauf.

Sein warmer Athem streifte Wally beim Sprechen. Sie saß regungslos mit gesenktem Blick, allmählig trieb der innere Kampf ihr eine dunkle Röthe in das Gesicht, aber äußerlich blieb sie ruhig, fast starr.

„Schau Wally — I will Dir g'rad Alles sagen, wie's is,“ fuhr Joseph fort: „I hab Dich nie leiden mög'n, ob I Dich scho nit kennt hab. Sie haben so viel von Dir erzählt, wie herb und wild D' seist, und da hab I gar a schlechte Meinung von Dir g'habt und hab nie nix von Dir wissen g'möcht. Daß D' a schöne, g'schmache Dirn bist, des hab I alleweil g'seh'n, aber I hab's nit seh'n wollen! So bin I Dir alleweil aus'm Weg 'gange, bis die G'schicht mit der Afra passirt is, — aber des konnt' I Dir nit so hingehen lass'n! — Schau, was ma der Afra thut, das thut ma mir, und wenn der Afra a Leid's g'schieht, so schneidt's mir in's Herz, denn weißt — no — jetzt muß es halt doch 'raus, — mei' Mutter wird mir's im Grab verzeihen: Die Afra is mei' Schwester!“

Wally zuckte zusammen und schaute ihn an wie im Traum. Er schwieg einen Augenblick und trocknete sich mit dem Hemdärmel die Stirn: „'s is nit recht, daß I's ausplausch, aber Du mußt's doch wissen und Du wirft's au nit weiter sag'n. Mei Mutter hat mir's im Sterben anvertraut, daß sie, eh sie mein'n Vater kennt hat, drüben im Bintschgau das Kind g'habt hat, und I hab's ihr in d'Hand 'nein

versprochen, daß I für das Madel als Bruder sorgen will, deswegen hab' I's drüben g'holt und in's Lamm 'bracht, damit I's in der Näh' hab'. Aber wir G'schwister hab'n uns Wort gegeben, daß wir's g'heim halten und unser Mutter nit noch im Grab verunglimpfen lassen. — Gelt, des fiecht ein, daß I mei' Schwester nit ung'straft kränken lassen kann und für sie einste'h'n muß, wann ihr Eins z'nah tritt?"

Wally saß da wie eine Bildsäule und rang nach Athem. Ihr war, als drehten sich alle Ferner und die ganze Welt um sie her. Jetzt war ihr Alles klar — jetzt verstand sie auch, was Afra an Joseph's Bett gesprochen! Sie hielt sich mit beiden Händen den Kopf, als könne sie es nicht fassen. Wenn das so war, wie riesengroß wurde dann erst ihre Schuld! Nicht den herzlosen Mann, der sie um einer gemeinen Dirn willen beschimpft — den Bruder hätte sie tödten lassen, der nur seine Pflicht gegen die Schwester erfüllte, — einer armen Waise hätte sie die letzte Stütze im Leben genommen, um einer Wallung blinder Eifersucht willen? „Herr Gott, wenn des g'schehen wär!“ sagte sie zu sich selbst. Ihr schwindelte, sie begrub das Gesicht in den Händen und ein dumpfes Stöhnen drang aus ihrer Brust.

Joseph, der ihre Bewegung nicht beachtete, fuhr fort: „So is's komme, daß I mich im Lamm vor alle Leut' verschworen hab', I woll Dir Dein' Hoch-

muth austreiben und Dir'n Schimpf anthun wie Du der Afra, und da hab'n wir den Streich mit anander ausg'heckt, der Afra zum Troß, die 's nit hat haben woll'n. Und 's is au Alles ganz gut 'gange, aber wie wir mit anander g'rungen haben und Du an mein'm Herzen g'legen hast mit Deiner schönen, lieben Brust und I Dich küßt hab', da war mir's, als hätt' I Feuer im Leib. I hab's nit Wort hab'n woll'n, weil I Dir so lang Feind war — aber 's is von Stund zu Stund ärger worden, und in der Nacht hab' I mei Kopflissen im Schlaf an mich 'preßt und hab' g'meint, Du seist's, und wie I dann aufg'wacht bin, da hab' I laut 'nausg'schrien nach Dir und bin aus'm Bett g'sprunge vor Fast und Sitß."

„Hör' auf, Du bringst mich um,“ wehrte Wally wie in Flammengluth getaucht. Aber er fuhr leidenschaftlich fort: „Dessentwegen hab' I mich noch in der Nacht aufg'macht und auf d'Sonnenplatten g'wandert. Daß I's nur grad' sag' — I hab' Dir noch vor Tag woll'n an Dei Fensterl klopfen, und hab' mir's voller Freuden ausdenkt, wie des schön wär', wann'st Dei verschlafen's G'sichtl zum Fenster außi stecken thät'st und I thät Dich bei'n Kopf nehmen und abbußeln und Dich um Verzeihung bitten tausend — tausend mal! — Und da — da fährt mir a Kugel am Kopf vorbei und glei d'rauf eine in d'Schulter und wie I strauchel, springt Einer

von hint' auf mich und stürzt mich über's G'länder. Und I hab' scho g'meint, jetzt sei's mit der Lieb' und mit Allem vorbei. Aber da bist Du komme, Du Engel von a Madel und hast Dich meiner erbarmt und mich wieder aufi g'holt und für mich g'sorgt, — o Wally!" Er warf sich vor Wally's Füße hin und legte ihr die gefalteten Hände in den Schooß: „Wally, I kann Dir nit so danken, wie I möcht, — aber wenn ma alli Lieb von alle Menschen in der ganzen Welt z'samm' nähm', so gäb's noch nit so viel, als I Dich lieb hab!"

Jetzt brach Wally's mühsam behauptete Kraft — mit einem herzerreißenden Schrei stieß sie Joseph von sich und warf sich in wilber Verzweiflung mit dem Angesicht zur Erde: „O, so glücklich hätt' I werden könne — und jetzt is Alles hin — Alles, Alles!"

„Wally — um Gotteswillen — I glaub wirklich Du bist irr! Was soll denn hin sein? wenn Du und I anand' gern hab'n, so is ja Alles guat!" —

„O Joseph, Joseph, Du weißt ja nit! — Mit uns zwei kann's nie was werd'n, o Du weißt nit, I bin verworfen und verurtheilt, I darf nie Dei Weib sein — tritt mich, schlag mich todt — I war's ja, die Dich hat da 'nunter werfen lassen!"

Joseph fuhr zurück vor dem furchtbaren Wort — er wußte noch immer nicht, ob Wally nicht im

Zerrimm sprach. Er war aufgesprungen und blickte entsetzt auf Wally.

„Joseph,“ flüsterte Wally und umfaßte seine Arme: „I hab' Dich lieb g'habt, seit I Dich kenn und wegen Dir hat mich mei Vater auf's Hochjoch g'schickt, wegen Dir hab' I ihm's Haus anzünd't, wegen Dir hab' I drei Jahr in der Einöb' 'rum-g'irrt und hab' g'hungert und g'frozen und hab' lieber sterben wollen, als'u andern Mann heirathen. Und mit der Afra bin I blos so umgange aus Eifersucht, weil I g'meint hab', sie sei Dei Schatz und nehm' Dich mir weg! Und endlich kommst zu mir nach lange, lange Jahr, die I auf Dich g'wart hab', ziehst mich zum Tanz auf wie a Bräutigam und I laß mich von Dir küssen wie a Braut, und dann — dann verhöhnst mich vor alle Leut' — verhöhnst mich, für alle Lieb und Treu, für alle Trübsal, die I um Dich ausg'standen hab' und da hat sich's halt in's Gegentheil verkehrt und I hab' dem Vincenz g'sagt, er soll Dich umbringe.“

Joseph schlug sich beide Hände vor's Gesicht: „Des is gräßlich,“ sagte er leise.

„In der Nacht hab' I's dann bereut,“ sprach Wally weiter: „Und bin hingange und hab's wollen verhindern — aber da war's schon g'scheh'n, und jetzt sag'st mir, daß D' mich lieb g'habt hätt'st, und Alles wär gut, wenn I mit reinem Gewissen vor Dir stehen könnt. Um des Alles hab' I mich bracht

mit meiner blinden Wuth! O, I hab' g'meint, 's gäb' fei größer's Leid, als des, was Du mir an'than hätt'st, des is aber Alles nix gegen des, was I mir selber an'than hab', aber 's g'schieht mir ganz recht — 's g'schieht mir ganz recht!"

Es war lange still. Wally hatte die feuchte Stirn an Joseph's Knie gedrückt, ihr ganzer Körper wand sich in Todesqual. Eine bange Minute schlich über sie hin. Da griff ihr eine Hand unter das Kinn und hob ihr sanft das Gesicht in die Höhe, Joseph's große Augen schauten sie mit einem wunderbaren Ausdruck an: „Du arme Wally!“ sagte er leise. —

„Joseph, Joseph, sei nit so gut gegen mich!“ bebte Wally auf, „nimm Dein' Stutzen und schieß mich z'samm' — I will Dir still halten und nit zucken und Dir danken für die Guatthat!“

Da hob er sie vom Boden auf in seinen Armen, legte ihren Kopf an seine Brust, streichelte ihr das wirre Haar und küßte sie heiß, inbrünstig. „Und I hab Dich doch lieb!“ rief er laut hinaus, daß es jubelnd von den öden Eiswänden wiederhallte.

Und Wally stand da, ihrer Stimme kaum mächtig, still, fast zusammenbrechend unter der Fluth von Glück, die über sie hinströmte.

„Joseph — is des möglich — kannst mir verzeihen — kann mir der liebe Gott verzeihen?“ flüsterte sie athemlos.

„Wally! Wer das Alles anhören und Dei vergrämt's G'sichtel anschauen — und Dir noch böse sein könnt — der hätt' 'n Stein statt 'me Herzen dadrin! I bin a harter Kerl, aber I kann's nit!“

„O mei Herrgott,“ sagte Wally und Thränen stürzten ihr aus den Augen: „Wenn I denk, daß I das Herz hab' woll'n stillstehen mach'n —!“ Sie rang verzweiflungsvoll die Hände: „O Du guter Bua — je besser und lieber D' mit mir bist, desto furchtbarer packt mich die Reu! O, I find nimmer Ruh auf Erden und im Himmel. Dei Magd will I sein, nit Dei Weib, auf Deiner Schwell'n will I schlafen, nit an Deiner Seit', — arbeiten will I für Dich und Dir diene — und Dir thun, was I Dir an die Augen abseh'n kann. — Und wannst D' mich schlagst, will I Dir d'Hand küssen, und wannst D' mich trittst, will I Deine Knie umfassen, — und wann D' mir nix gönnst, als'n Hauch von Dei'm Mund und 'n Blick und a Wort, so will I z'frieden sein — so is's scho mehr, als I verdien!“

„Und meinst, da dermit wär' I z'frieden?“ sagte Joseph glühend, „meinst, I hätt' g'nug an 'me Hauch und 'me Blick? Meinst, I hielt's aus, daß Du draußen auf der Schwell'n lägst — und I drinn? Meinst, I machet nit 's Thür'l auf und holet Dich rein? Und meinst etwa — Du bleibst draußen, wenn I Dich 'rein rufet?“

Wally wollte sich von ihm losmachen, sie ver-

barg das erglühende Gesicht in den gerungenen Händen.

„Sei ruhig, liebe Seel“ — fuhr Joseph mit seiner schönen tiefen Stimme fort und zog sie auf seine Knie: „Sei ruhig, und nimm's freudig hin, wie's unser Herrgott Dir schickt — Du darfst's, denn Du hast ehrlich büßt. Plag Dich nimmer mit Vorwürf', denn, bei Gott, I hab au schwer an Dir g'fehlt und Dich furchtbar g'reizt, hab' Dir Dei lange Lieb und Treu mit Spott und Verachtung g'lohnt, da is's kei Wunder, daß Dir die Geduld g'riffen is — was kannst denn dersfür? Du bist halt die Geier-Wally! Aber 's hat Dich ja glei g'reut und Du hast mich wieder 'raufgeholt mit Todesverachtung, wo kein Mann 's Kurasch derzu g'habt hätt', und hast mich in Dei Stüb'l tragen lassen und in Dei Bett'l g'legt und hast mich 'pflegt, bis die dumm' Afra kommen is und Dich forttrieben hat, weil D' glaubt hast, sie sei d' Meinigte. Racher bist gange und hast Dei ganz's Vermögen uns schenken wollen, daß I d'Afra heirathen kömmt, — hast g'meint! Und bist da 'rauf zog'n in die Einöd mit Dei'm schweren Kummer! D, Du arme Seel', seit D' mich kennst, hast nix als Herzeleid g'habt um mich, und I sollt' Dich nit lieb haben und wir sollten nit glücklich sein dürfen? Nein, Wally, und wenn Dir die ganz' Welt böß wär — I fraget nix

danach, I nehm' Dich in 'n Arm und lei Mensch soll Dir was anhab'n!"

"So is's wirkli wahr, Du willst mich aus meiner Noth und Schand an Dei Herz nehmen? Du willst Dich nit scheuen vor der wilden Geier-Wally, die soviel Unheil ang'richtet hat?"

"I mich scheuen vor der Geier-Wally — I der Bären-Joseph? Nein, Du liebes Kind, und wann'st noch viel wilder wärst, als D' bist, I fürcht' Dich nit, I zwing Dich doch, das hab' I Dir schon amal g'sagt — damals im Haß — jetzt aber sag I's in der Lieb! Und wann I Dich auch nit zwäng und wann I wüßt, daß D' mi in die nächsten vierzehn Täg umbrächt'ft, I ließ doch nit von Dir — I könnt' nit von Dir lassen! I bin hundertmal aner Gams nachg'stieg'n, wo I g'wußt hab', daß mich jeder Schritt 's Leben kosten kann, und hab's doch nit g'lass'n und Du, Du wunderliche Dirn, solltest mir nit so viel werth sein, wie a Gams? Schau, Wally — für a einzige Stund, in der Du so bist, wie heut, und mich so anschaut und Dich so an mich schmiegst, will I gern sterben!" Er preßte sie an sich, daß ihr der Athem verging: „Heut über vierzehn Tag bist mei Weib und dann wirft mi nimmer umbringe, — I weiß es, denn jetzt kenn I Dei Herz!"

Da sprang Wally auf und erhob die Arme zum Himmel: „D, Du großer, grundgütiger Gott, des

is mehr als a irdisches Glück, des is die Gnadenbotschaft, die Du mir schickst!"

Es war Abend geworden — ein mildes Antlig schaute von da oben freundlich auf sie nieder — der volle Mond stand über dem Berg. Auf den Thälern lagen die Abendsschatten — heute war es zu spät, noch hinabzusteigen. Sie gingen in die Hütte, zündeten ein Feuer an und setzten sich an den Herd. Es war ein seliges Geplauder nach jahrelangem Schweigen. Auf dem Dach träumte der Geier, er baue sich ein Nest, — der Nachtwind brauste um die Hütte, daß es klang wie Hochzeitsharfen und durch das kleine Fenster herein blinkte ein Stern.

Am andern Morgen standen Wally und Joseph zur Heimkehr bereit vor der Thür der Hütte.

„B'hüt Gott, Vater Murzoll,“ sagte Wally und der erste Morgenstrahl ließ eine Thräne auf ihrer Wange erglänzen: „Jetzt komm I nimmer wieder zu Dir, da unten is jetzt mei Glück, aber I dank Dir doch, daß D' mir so lang a Heimath 'geben hast, wo I heimathlos war. — Und Du alte Hütten, Du bleibst jetzt leer stehen, aber wann I da drunt' bei mei'm herzlichem Mann im warmen Stübel sitz', so will I darauf denken an Dich, wie I da oben die einsamen Nächt' unter Dei'm Dach g'frozen und g'weint hab' und will alle Zeit dankbar und demüthig bleiben!“

Sie wandte sich und legte ihren Arm in den

Joseph's. „So komm, Joseph, daß wir noch vor Mittag bei unserm lieben Pfarrer in Heiligkreuz sind.“

„Ja komm, I führ Dich heim, mei schön's Bräutel! — Da schaut's, Ihr seligen Fräulein, — da hab' I sie, und sie g'hört mir, — Euch und alle bösen Geister zum Troß!“

Und er schickte einen Jodler hinaus in die blaue Ferne, der schmetterte wie eine Jubelhymne am Auf-
erstehungstag.

„St, still,“ sagte Wally und legte ihm erschrocken die Hand auf den Mund: „Forder' sie nit 'raus!“ Dann aber lächelte sie mit klarem Blick: „Ach nein! 's giebt ja keine seligen Fräulein und keine bösen Geister mehr — 's giebt nur Gott!“ Sie drehte sich noch einmal um. Die schneeigen Gipfel der Ferner erglühten rings im Morgenschein. „Schön war's doch da oben!“ sagte sie zögernden Fußes.

„Thut's Dir leid, daß D' mit mir 'runter mußt?“ frug Joseph.

„Und wenn D' mit mir abi stiegst in 'n tiefsten Schacht unter der Erden, wo kein Tageschimmer 'neinschien, so ging I mit und thät nit fragen, noch klagen!“ sagte sie und ihre Stimme klang so wunderbar weich, daß Joseph die Augen feucht wurden.

Da rauschte es vom Dach der Hütte herab. „D, mei Hansl — Dich hätt' I fast vergessen,“ rief Wally. „Du —!“ sagte sie lächelnd zu Joseph

— „mit dem mußt Dich aber vertragen — ös seids jetzt Schicksalsbrüder: Ich hab' mir ja Dich vom Felsen g'holt wie ihn!“

So stiegen sie hinab. Es war ein kleiner Brautzug, kein Gepräng, als die goldenen Brautkronen, die die Strahlen der Morgensonne um ihr Haupt woben — kein Gefolge als der Geier, der hoch in den Lüften über ihnen kreifte, aber ein schwer erkauftes, bewußtes, unaussprechliches Glück in der Brust.

* * *

Dort oben auf der Sonnenplatte in schwindelnder Höhe, wo einst „die hochlandwilde Maid verträumt herniedersah,“ wo sie sich später in den dämmernden Abgrund hinabließ, um den Geliebten zu retten, da ragt jetzt ein einsames Kreuz in das Blau des Himmels. Die Gemeinde hat es gestiftet zur Erinnerung an die Geier-Wally und den Bären-Joseph, die Wohlthäter der ganzen Gegend!

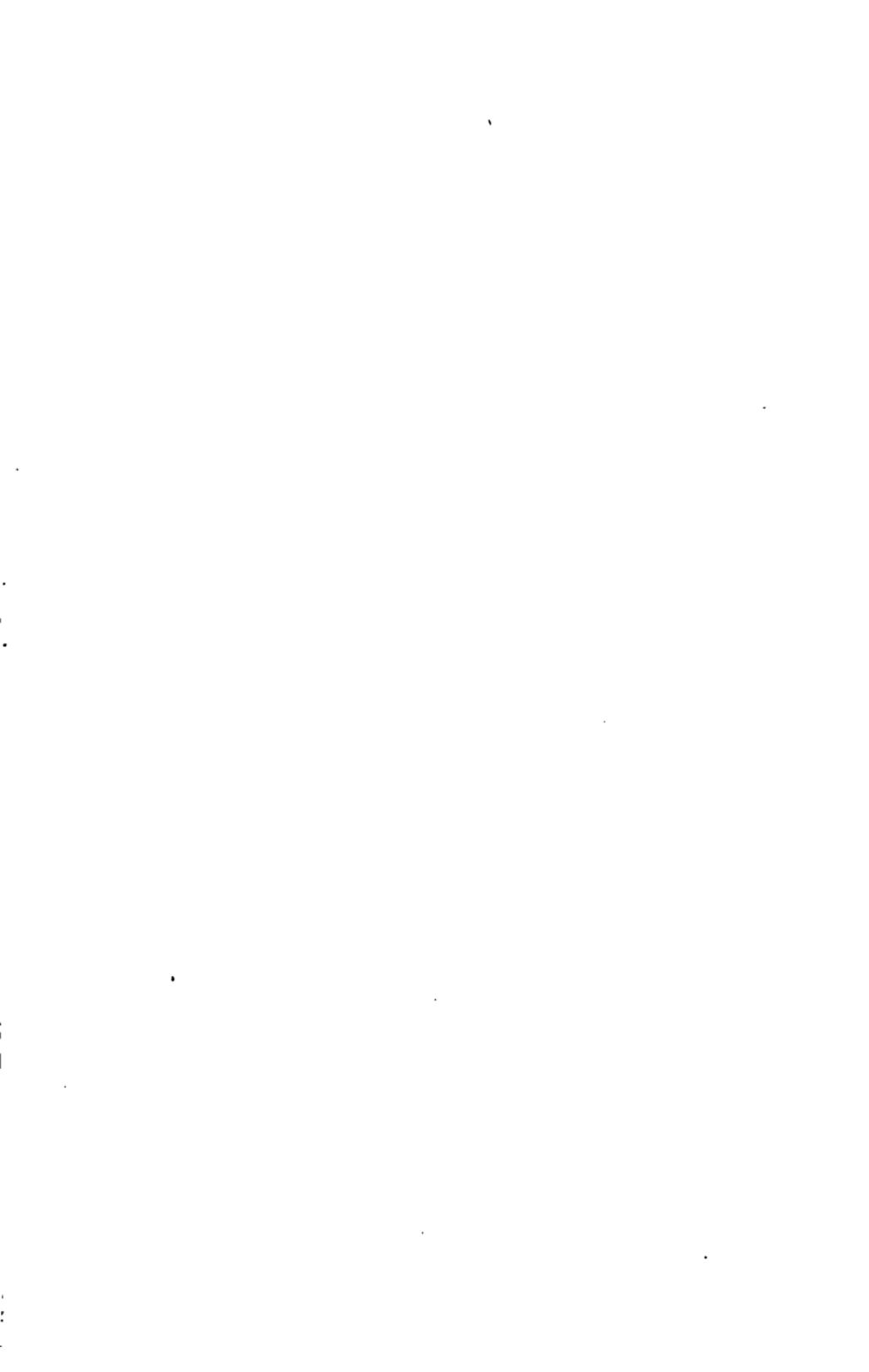
Wally und Joseph sind früh gestorben, die Stürme, die an ihnen gerüttelt, hatten die Wurzeln ihres Lebens gelockert, aber ihr Name lebt fort und wird gepriesen, so weit und so lang die Ache rauscht.

Der Wanderer, der Abends spät durch die Schlucht zieht, wenn es den Segen läutet und die silberne Mondesichel über den Bergen steht, sieht

wohl ein greises Paar dort oben knien. Es ist die Afra und der Benedict Kloß, die oft von Rosen herüber kommen, bei dem Kreuz zu beten. Wally selbst hatte einst ihre Herzen zusammengeführt und sie segnen heute noch am Rande des Grabes ihr Andenken.

Unten in der Schlucht umwallen weiße Rebe- gestalten den Wanderer und mahnen ihn an die seligen Fräulein. Von dem Kreuz herab weht es ihn an wie eine Klage aus längst verklungenen Heldensagen, daß auch das Gewaltige wie das Schwache dahinsinkt und vergehen muß, — doch der Gedanke mag ihn trösten: das Gewaltige kann sterben, aber nicht aussterben. Sei es im Strahlenpanzer Siegfried's und Brunhild's oder im schlichten Bauernittel eines Bären-Joseph's und einer Geier-Wally — immer finden wir es wieder!







Handwritten marks or scribbles at the top left.

Handwritten mark or scribble at the top right.



